



Koran und Koptenkreuz auf dem Tahrirplatz in Kairo: Die ägyptische Revolution hat die Religionen zusammengeführt

«Eine Revolution ist wie die Liebe»

ÄGYPTEN/ Wochenlang schaute die Welt gebannt auf Ägypten. Was wird nun aus dem Land am Nil? Die Politologin Elham Manea staunt, hofft und bangt.

«Eine Revolution ist wie die Liebe: Sie passiert einem – und danach schaut man weiter», sagte mir der libanesische Akademiker George Tamer. Die Revolution, die in Ägypten passiert ist, ist tatsächlich überraschend – angezettelt via Facebook durch junge idealistische Ägypterinnen und Ägypter. Sie wollten das Wunder von Tunesien wiederholen. Und sie haben erreicht, was sie wollten.

DAS STAUNEN. Ägypten zeigte sich in den letzten Wochen für viele von einer erstaunlichen Seite. Plötzlich merkte man in der Schweiz, dass die Ägypter Menschen sind wie alle anderen. Mit Kopftuch oder ohne Kopftuch, mit Bart oder ohne Bart, Menschen, die wollen, was alle wollen: Freiheit, Demokratie und ein würdiges Leben. Nie war ich so stolz auf meine ägyptischen Wurzeln wie in diesen Tagen, stolz auf die zivilisierten und friedlichen Demonstrantinnen und Demonstranten in Kairo, Alexandria, Suez und Port Said.

DIE INSPIRATION. Es gab inspirierende Momente: Ich denke etwa an die Demonstranten, die sich als Menschenschild vor das Ägyptische Nationalmuseum stellten, um Plünderer abzuwehren. Sie waren bereit, mit ihren Körpern die grossartige Geschichte ihres Landes zu verteidigen. Oder ich denke an Männer und Frauen, die gemeinsam – ohne Geschlechtertrennung! – auf dem Tahrirplatz beteten. Oder an die ägyptischen Kopten, die sich schützend um ihre betenden muslimischen

Landsleute gruppieren. Oder an jene Kopten, die ihre Sonntagsmesse auf dem Tahrirplatz abhielten. Oder, oder, oder.

DIE HOFFNUNG. Andere Momente stimmten mich hoffnungsvoll. Als der oberste iranische Geistliche, Ayatollah Ali Khamenei, den Volksaufstand gegen das ägyptische Regime von Hosni Mubarak als «islamische Befreiungsbewegung» bezeichnete, reagierte ein Anführer der Demonstranten empört. Er twitterte: «Wir sagen, misch dich nicht ein und geh schlafen. Wir bauen hier eine Demokratie.» Ägypter sind bekannt für ihren Humor. Sie haben ihn während dieser Zeit klar und deutlich gezeigt: «Der Einzige, der der Ausgangssperre gehorsam folgt, ist Hosni Mubarak», meldete ein Demonstrant vom Tahrirplatz.

Was in Ägypten geschehen ist, ist historisch, vergleichbar mit dem Fall der Berliner Mauer 1989. Trotzdem bin ich nicht blauäugig. Präsident Hosni Mubarak ist zwar zurückgetreten, aber sein korruptes System ist noch intakt. Die Armee, welche die Kontrolle übernommen hat, genießt in Ägypten zwar hohes Ansehen. Es bleibt jedoch unklar, ob der Militärrat willens ist, das System zu reformieren.

DIE SZENARIEN. Was wird passieren? Vier Szenarien sind möglich.

► Das türkische Modell: Die Armee erfüllt ihr Versprechen und garantiert den Übergang zu säkularer Demokratie und Rechtsstaat.

Die Trennung von Religion und Staat wäre dazu jedoch die Voraussetzung.

► Das alte System bleibt, nur die Gesichter werden ausgetauscht: Bei dieser Variante riskiert die Armee aber einen neuen Volksaufstand und die Destabilisierung des Landes.

► Das erschreckende iranische Schicksal: Islamisten kommen an die Macht, schaffen die Verfassung ab und ersetzen sie durch ein theokratisches Regime. Hierzu müssten die Islamisten die Armee neutralisieren, was kaum vorstellbar ist.

► Das Szenario «Zwischenstation»: Es gibt einige Reformen, eine politische Öffnung, aber keine Abkehr vom alten System.

DIE ROLLEN. Die Europäische Union und die USA werden eine wichtige Rolle spielen. Sie können ihr Fachwissen beim Aufbau solider Institutionen einbringen. Doch vorgängig muss der Westen endlich unmissverständlich Abstand nehmen von seiner alten Machtpolitik und die Unterstützung arabischer Autokraten aufgeben. Das wäre der grösste Dienst, den Amerika und Europa den arabischen Demokratiebewegungen erweisen können.

Was wird aus Ägypten? Niemand weiss es. Für heute will ich darüber auch nicht weiter nachdenken. Lassen Sie mich noch eine Weile den Zustand «revolutionärer Verliebtheit» geniessen. Dann schauen wir weiter.

ELHAM MANEA



ELHAM MANEA, 45

hat ägyptische Wurzeln und ist jemenitisch-schweizerische Doppelbürgerin. Die Politologin hat in Kuwait, Jemen und Washington studiert. Heute ist sie Dozentin an der Universität Zürich und forscht über Demokratisierung im arabischen Raum und Frauen im Islam. Die Muslimin ist mit einem Schweizer verheiratet und lebt in Bern.



PORTRÄT

Drei Millionen für eine «geniale Idee»

URSULA STREIT. Im Westen der Stadt Bern soll ein Haus der Religionen entstehen: ein Ort des Dialogs zwischen den Religionen. Ursula Streit unterstützt die Pläne mit drei Millionen Franken – und appelliert an die Reichen im Land, es ihr gleichzutun. Warum? «Weil es ein einmaliges Projekt ist.» > Seite 12



DOSSIER

Schänk i dr mis Härz?

ORGANSPENDE. Fast in keinem anderen Land ist die Bereitschaft, ein Organ zu spenden, so klein wie in der Schweiz: Bei uns sterben Menschen, weil es an Lungen, Herzen, Nieren fehlt. Ist Organspenden ein Akt christlicher Nächstenliebe? Oder Verrat an der Seele? > Seiten 5–8



SPITAL

Zuhören und zureden

SEELSORGE. Patientinnen und Patienten sind mit der Spitalseelsorge zufrieden: Das zeigt eine Studie. Doch der Kostendruck im Spital setzt auch die Seelsorger unter Druck. > Seite 9

KIRCHGEMEINDEN

GEMEINDESEITE. Am Freitag, 4. März, ist Weltgebetstag. Dieses Jahr wird er nach einer Liturgie von Frauen aus Chile gefeiert. Informationen zu Anlässen in Ihrer Kirchgemeinde > ab Seite 13

NACHRICHTEN

Für Humanität,
gegen Missbrauch

ASYLPOLITIK. Hundert Tage nach ihrem Amtsantritt erläuterte die Vorsteherin des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements, Bundesrätin Simonetta Sommaruga, wo sie in ihrer Arbeit Akzente setzen will: in der Migrationspolitik. Sie will einerseits die Humanität der Schweiz wiederbeleben, andererseits gegen Missbräuche im Asylwesen vorgehen. So gab sie bekannt, dass die Schweiz auf Gesuch des UNO-Hochkommissariats für Flüchtlinge 35 Kontingentsflüchtlinge aus Irak und Palästina aufnehmen will. Die Hälfte davon sind Christen. Damit kommt sie einer Forderung des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds (SEK) entgegen. Gleichzeitig stellte sie eine Beschleunigung des Asylverfahrens in Aussicht und versprach, Missbräuche «rigoros zu bekämpfen» und so der Migrationspolitik zu neuer Glaubwürdigkeit zu verhelfen. **MLK**



Vandalenakt gegen eine Kirche in Mangalore, Indien (2008)

Christen
unter Druck

VERFOLGUNG. Rund hundert Millionen Christen würden weltweit ihres Glaubens wegen verfolgt, schätzt das überkonfessionelle Hilfswerk «Open Doors», das jedes Jahr einen Index zu den Verfolgungen erstellt. Darauf finden sich nicht nur kommunistische Regime wie Nordkorea, das punkto Christenverfolgung als schlimmstes Land der Welt gilt, und China, das Platz dreizehn einnimmt. Angeprangert werden insbesondere auch islamische Länder: Iran und Pakistan nehmen auf der traurigen Rangliste den zweiten und dritten Platz ein. Während etwa in Saudi-Arabien und Iran eine offene Unterdrückung durch den Staat stattfindet, sahen sich Christen andernorts subtileren Verfolgungen ausgesetzt, schreibt «Open Doors»: In Ägypten, Indonesien und Pakistan etwa zeigten sich die Regierungen zwar tolerant gegenüber Minderheitsreligionen, dennoch würden Islamisten für Vergehen gegenüber Christen selten belangt. Auch aus Indien gebe es «fast wöchentlich Berichte über Angriffe durch Hindu-Nationalisten», ergänzt das katholische Hilfswerk «Kirche in Not». **PD**



Protest gegen das ungarische Mediengesetz: Anfang Jahr erschien die (zum Ringier-Konzern gehörende) ungarische Tageszeitung «Népszabadság» (Volkshandlung) mit diesem Titelblatt: «In Ungarn ist die Pressefreiheit zu Ende». Der Text ist in den 23 in der EU benutzten Sprachen abgedruckt. Im Hintergrund das ungarische Parlament, wo das neue Gesetz beschlossen wurde.

Alles halb so schlimm?

UNGARN/ Europa ist besorgt über die Regierung Orban. Nicht so Ungarns Reformierte: Sie setzen auf Kooperation mit den Rechtskonservativen.

Ungarn hat derzeit in Westeuropa keine gute Presse. Die rechtspopulistische Regierungspartei Fidesz unter Viktor Orban irritiert mit ihrer im Schnellzugtempo durchgezogenen «nationalen Revolution» nicht nur linke, sondern auch liberale Kräfte. Vor allem das neue ungarische Mediengesetz wird kritisiert: Künftig soll ein Medienrat, dessen Mitglieder alle der Fidesz nahestehen, über Presse, Radio und Fernsehen wachen. Thomas Hammarberg, Menschenrechtsbeauftragter des Europarats, befürchtet, in Ungarns Medien könnte sich «Selbstzensur» ausbreiten. Auch die Verstaatlichung des Rentensystems, die Sondersteuer für ausländische Konzerne und ein neues Gesetz, gemäss dem Personen im angrenzenden Ausland mit ungarischen Vorfahren die Staatsbürgerschaft beantragen können, beunruhigen westeuropäische Politiker. Einige befürchten schon, Orban könnte mit seiner komfortablen Zweidrittelmehrheit Ungarn zu einem demokratisch legitimierten Totalitarismus führen.

KAMPAGNE. Darum überrascht schon, dass mit Sándor Fazakas, Rektor der Reformierten Theologischen Universität von Debrecen, ein prominenter ungarischer Kirchenvertreter erklärt: «Gegen Ungarn wird eine zugespielte Kampagne geführt. Ich lese alle ungarischen Zeitungen, auch regierungskritische, keine

wird zensiert.» Dass das Land unter Orban Richtung Totalitarismus abgleite, sei «eine Unterstellung». Um die Fidesz zu diskreditieren, werde «die Grenze zwischen rechtskonservativ und rechtsextrem bewusst verwischt», so Fazakas im Gespräch mit «reformiert». Er sieht im Gegenteil in der Fidesz «das beste Mittel» gegen die rechtsextremistische Jobbik-Partei. Und ruft in Erinnerung: «Ungarn hat auch historische Erfahrungen mit dem Linksextremismus.»

REFLEXE. «Der Wahlsieg der Fidesz vor zehn Monaten war eine verständliche Reaktion auf die wirtschaftliche, soziale und moralische Krise nach acht Jahren Herrschaft der Sozialisten und Liberalen», unterstreicht Sándor Fazakas. Nach der Wende 1989 habe die regierende Linke auch die Kirchen «in die Ecke getrieben». So habe sie versucht, den konfessionellen Schulen die ihnen laut Verfassung zustehenden Subventionen zu entziehen. Ungarns Sozialisten hätten eben weiterhin eine «unbegründete Angst vor kirchlichem Einfluss», sagt der reformierte Theologe: «Da wirkt ein alter ideologischer Reflex aus der kommunistischen Zeit nach: Damals war die Kirche der ideologische Feind.»

STRATEGIE. Ganz anders verhalte sich die Fidesz. «Wie alle konservativen Parteien möchte sie die Kirchen als strategische

Verbündete für das Gemeinwohl gewinnen», so Fazakas. Die Regierung Orban setze beim Ausbau des Sozialwesens und bei ihrem «Kampf gegen die Armut» bewusst auf die Kirchen. Diese sollten sich gemäss Fazakas und vieler weiterer Kirchenvertreter «auf eine kritische Partnerschaft mit dem Staat einlassen». Die ungarischen Reformierten hätten ein kleines, aber hochstehendes «soziales Netzwerk» einzubringen: Im heutigen Ungarn gebe es rund achtzig Spitäler, Alters- und Behindertenheime mit einer kirchlich-reformierten Trägerschaft.

Auch bei der Integration der marginalisierten Sinti und Roma könnten Staat und Kirche jetzt zusammenarbeiten, freut sich Fazakas. «Reformierte Gemeinden haben bereits Erfahrungen mit entsprechenden Bildungs- und Beratungsprojekten.» Zoltan Balog, für Sinti- und Romafragen zuständiger Staatssekretär, war denn auch vor seinem Regierungseintritt Pfarrer der deutschsprachigen reformierten Kirche in Budapest.

GELÜBDE. Also keinerlei Bedenken gegenüber dem umstrittenen Kurs von Viktor Orban? «Man muss abwarten; wir werden genau beobachten, ob die Fidesz ihre Mehrheit besonnen einsetzt», sagt Universitätsrektor Fazakas. «Sollte sie dereinst demokratische Rechte gefährden, sind wir Reformierten die Ersten, die dagegen protestieren.» **SAMUEL GEISER**

Reformierte
in Ungarn

Die Reformierten sind in Ungarn mit rund 16 Prozent nach den Katholiken die zweitgrösste Glaubensgemeinschaft. Prägend für die Kirche (wie für ganz Ungarn) ist bis heute der Friedensvertrag von Trianon im Jahr 1920: Damals musste Ungarn weite Gebiete an die Slowakei, die Ukraine, an Serbien und Rumänien abtreten. Ungarns Reformierte verloren auf einen Schlag die Hälfte ihrer Mitglieder. **SEL**

Vom Umgang mit Reichtum

WELTGETETSTAG/ Am 4. März ist es wieder so weit: Rund um den Globus laden Frauen ein zum ökumenischen Gottesdienst. Gastland ist Chile.

In Albanien, Brunei und Hongkong gibts landesweit nur je eine Feier, in Korea hingegen etwa 12 000, in Indien, England und den USA mehrere Tausend. Die Schweiz befindet sich mit ihren landauf, landab rund 1100 durchgeführten Weltgebetstag-Gottesdiensten im Mittelfeld.

NACH CHILE BLICKEN. In rund 170 Ländern wird Anfang März nach derselben Liturgie gefeiert. 2011 stammt diese aus Chile. Chile: ein schmaler Streifen Land, 4000 Kilometer lang, bloss 200 Kilometer breit, ein Land zwischen

Anden und Pazifik, zwischen Wüstensand und ewigem Eis. Ein Land, das in den letzten Jahren durch die Industrialisierung zu Wohlstand gekommen ist. Zu einem Wohlstand allerdings, der nicht gleichmässig verteilt ist. Die Chileninnen haben für ihre Liturgie das Bibelzitat «Wie viele Brote habt ihr?» gewählt (Markus 6, 38) und regen an, dass sich Frauen auf der ganzen Welt am 4. März fragen: Wie gehe ich mit Wohlstand, wie mit meinen Begabungen um? Wo brauche ich Unterstützung, wo kann ich die Hand reichen?

WELTWEIT BETEN. Der Weltgebetstag ist eine weltumspannende ökumenische Bewegung. Sie wurde 1887 von amerikanischen und kanadischen Methodistinnen ins Leben gerufen. Nach dem Zweiten Weltkrieg schlossen sich Kirchenfrauen aus Deutschland an und luden aus der Schweiz Gertrud Kurz, die Flüchtlingsmutter, und die Theologin Marga Bührig als Referentinnen ein. Ein Jahr später rief dann auch der Evangelische Frauenbund der Schweiz zu Weltgebetstagsfeiern auf. Seither wird am ersten Märzfreitag in Hun-



«Wie viele Brote habt ihr?» Das Bild zum Bibeltext

derten von christlichen Kirchen gefeiert, gebetet und gesammelt. Jährlich kommen bei der weltweiten Kollekte rund 28 Millionen Franken zusammen. 2010 hat allein die Schweiz rund 500 000 Franken beigesteuert. **RITA JOST**

Infos im Internet: www.weltgebetstag.ch
Oder in Ihrer Kirchgemeinde (vgl. 2. Bund)

Wenn der Napf in Peru läge

KAMPAGNE/ ... dann wäre er bald weggebaggert. Gedankenspiel des Hobbygoldgräbers, Biobauern und Theologen Jules Rampini.

«Das da vorne zwischen den zwei Dreiecksbergen – das ist der Napf», sagt Jules Rampini und stapft weiter zu der Linde, die er auf der Krete für seinen Sohn Ramiro gepflanzt hat. Rampini ist Kleinbauer in Luthern im Luzerner Hinterland, aber auch Theologe und Sozialarbeiter. Und wenn es sein muss, gibt er einem nebenbei eine Lektion in Geologie. «Wo jetzt der Napf steht, war vor Urzeiten ein Meeresdelta, in das sich die Flüsse ergossen», erklärt er und skizziert im Zeitraffertempo, wie die Flüsse vor Jahrmillionen Felsen, Kies und Sand hierher verfrachtet haben. In dieser Gesteinsmühle seien auch Goldnuggets aus den Uralpen zu kleinen Plättchen, sogenannten Flittern, gewalzt worden.

GEKÖPFTE BERGE. Mit einem Salto mortale über viele Millionen Jahre hinweg landet Rampini wieder in der Gegenwart – und in Peru. Wenn der Napf in Peru läge, so skizziert er, würden die idyllischen Molasseformationen ratzepuzt und in Windeseile von gefräsigen Bulldozern abgetragen. «Seit der Goldpreis in die Höhe geschneit ist, lohnt sich der Tagebau bereits bei einer Ausbeute von 0,5 Gramm Gold pro Tonne Gestein», erklärt er. Die Goldausbeute von 0,5 bis einem Gramm pro Tonne entspricht exakt der geologischen Beschaffenheit der sanften Hügel rund um den Napf. «Würde man in diesem Stil Gold abbauen, wäre der Napf in fünf Jahren von 1400 Metern auf 900 Meter Höhe geschrumpft.»

VERGIFTETES WASSER. Mit diesem Vergleich zielt Rampini auf die Tagesausbeute der Mine von Yanacocha im Norden Perus, der zweitgrössten Goldmine der Welt. Dort fressen sich Bagger mit ihren mannshohen Schaufelzähnen ins Erdreich und schütten ihren Aushub in 250-Tonnen-Laster, die so hoch wie ein vierstöckiges Haus sind. An einem Arbeitstag werden so bis zu 600 000 Tonnen Erde und Fels bewegt. Mittlerweile sind ganze Berge abgetragen worden. Aus dem riesigen Areal der Mine, fast so gross wie der Kanton Nidwalden, ist eine Mondlandschaft geworden. Kommt dazu, dass die Mine den Bauern ringsherum buchstäblich das Wasser abgräbt. Denn sie verbraucht jährlich 180 Millionen Kubikmeter Wasser, um, in einer Mischung mit hochgiftigem Zyanid, in Bassins das Gold aus dem Gestein zu extrahieren. Mit entsprechenden Folgen. «Der Grundwasserspiegel sinkt, Quellen für die Landwirtschaft versiegen, und die 170 000 Einwohner der nahe gelegenen Stadt Cajamarca leiden permanent unter Wassermangel», erzählt Jules Rampini. Besonders problematisch am Goldlaugeverfahren findet er, dass die Auffangbecken selten dicht sind. So gelangen giftige Abwässer in die Umwelt. Beim Laugeverfahren werden auch andere Schwermetalle herausgelöst, die einen hochtoxischen Cocktail hinterlassen.

Dank der Mine ist das Bruttoinlandprodukt rund um Cajamarca in den letzten Jahren deutlich gestiegen. Die Kehrseite des neuen Reichtums zeigt sich laut Rampini aber deutlich: «Immer mehr Kinder der Region sind unterernährt. Die Mehrheit der Bevölkerung leidet unter Armut und Verschmutzung.» Das sei auf die ungenügende Entschädigung der Minenarbeiter und deren Vertreibung von ihrem Boden zurückzuführen. Ein Vorwurf, den der US-amerikanische Minenbetreiber Newmont während der parallel zum Weltwirtschaftsforum in Davos veranstalteten Public Eye Awards 2009 zu hören bekam. Damals wurde der Bergbaukonzern von der «Erklärung von Bern» und Greenpeace als «gewissenlosestes Unternehmen des Jahres» ausgezeichnet.

VERARMTES VOLK. Jules Rampini ist mittlerweile zu einem Experten für Goldabbau geworden. Das hat viel mit seiner Biografie zu tun: Nach seinem Theologiestudium waren er und seine Frau Beatrice neun Jahre lang für verschiedene Projekte der Bethlehem-Mission Immensee in Peru tätig. Im Norden des Landes organisierte er sechs Jahre lang Selbsthilfe für die Strassenkinder. Während dieser

«Trotz des Goldreichtums sind immer mehr Kinder in Peru unterernährt. Die Bevölkerung leidet unter Armut und Verschmutzung.»

JULES RAMPINI

sammelte Fakten, um die dunkle Seite der glänzenden Goldmedaille auszuleuchten. «Vor fast 500 Jahren zeigte sich in Cajamarca schon: Gold ist mehr Fluch als Segen.» Das verdeutlichte zum Beispiel die Geschichte des berühmten Inkaherrschers Atahualpa, der trotz der Zahlung eines Lösegelds von mehreren Tonnen Gold vom Konquistadoren Pizarro enthaupet wurde.

VERRÜCKTE IDEE. Aufgebracht von den Entwicklungen in Peru, fragte sich Jules Rampini, wie er die Menschen in der Schweiz für dieses Drama sensibilisieren könne. Mit dem Berner Geografen Jonas Lambrigger, der seine Abschlussarbeit über die von ihrem Land vertriebenen Bauern der Yanacocha-Mine schrieb, spielte er erstmals den Vergleich durch: «Was, wenn der Napf in Peru läge?» Rampini schmunzelt: «Natürlich war uns klar, dass schon hiesige Raumplanungsgesetz den Tagebau in der Schweiz verunmöglichen würde.» Aber gerade diese Spannung macht das Szenario so bedenkenswert. Denn auf der einen Seite würde die Schweiz einen solchen Goldabbau innerhalb ihrer Grenzen nie dulden, auf der anderen Seite macht sie mit dem Gold aus Peru glänzende Geschäfte: Mehr als die Hälfte des peruanischen Goldes wird über die Schweiz als eine der internationalen Drehscheiben für Goldhandel vermarktet.

Das Gedankenexperiment, das in der Folge weiterentwickelt wurde, überzeugte die Hilfswerke Brot für alle (BFA) und Fastenopfer. Die beiden Organisationen finanzierten für die diesjährige ökumenische Kampagne «Des einen Schatz, des andern Leid: Bodenschätze und Menschenrechte» denn auch den Animationsfilm «Wenn der Napf ein Peruaner wäre» der Luzerner Filmemacherin Corina Schwingruber.

SAUBERES GOLD. Im Film posiert Jules Rampini mit einer Goldwaschpfanne im Bachbett. Er weiss: Die Abenteuerromantik der Goldwäschereschen, wie sie noch Jack London in seinen Romanen schildert, ist passé. Aber: Je mehr die Menschen über den schmutzigen Goldabbau wissen, desto grösser wird ihr Bedürfnis nach «sauberen»



Empört über den Goldabbau in Peru: Hobbygoldwäscher Jules Rampini

JULES RAMPINI, 49

Der Biobauer und Theologe kommt aus dem Napf, dem bekanntesten Goldgebiet der Schweiz. Der Hobby-Goldwäscher ist einer der grössten Kritiker des Goldabbaus in Peru: Während seines neunjährigen Auslandsaufenthalts hat er die Praktiken der dortigen Minengesellschaften kennengelernt.

BILD: MARCO FRAUCHNER

Zeit adoptierte das Ehepaar die drei Kinder Ramiro, Soraya und Lussila. Die beiden Töchter stammen aus Cajamarca. Immer wieder reisten die Rampinis dorthin und beobachteten, wie der Goldboom die lokale Bevölkerung und die Umwelt rund um die Minen dramatisch in Mitleidenschaft zog. Rampini war schockiert, er

sammelte Fakten, um die dunkle Seite der glänzenden Goldmedaille auszuleuchten. «Vor fast 500 Jahren zeigte sich in Cajamarca schon: Gold ist mehr Fluch als Segen.» Das verdeutlichte zum Beispiel die Geschichte des berühmten Inkaherrschers Atahualpa, der trotz der Zahlung eines Lösegelds von mehreren Tonnen Gold vom Konquistadoren Pizarro enthaupet wurde.

Verlobungsringen und Götti-Batzen. Grossbritannien etwa wagte zum diesjährigen Valentinstag eine Premiere: Lanciert wurde Goldschmuck mit Fairtrade-Siegel.

Für die Zukunft wünscht sich Jules Rampini, dass die Schweiz den ins Bergbaugeschäft involvierten einheimischen Unternehmen auferlegt, die Menschenrechte zur Messlatte ihres unternehmerischen Tuns zu machen. Zu den Firmen, die in Peru mit fragwürdigen Praktiken hervortreten, gehören laut BFA und Fastenopfer die in Zug domizilierten Bergbaukonsortien Xstrata und Glencore.

Für die Eröffnungsveranstaltung der ökumenischen Kampagne wird Rampini am 12. März mit seinem Esel von Luthern nach Luzern hinunterziehen. Um Unterschriften zu sammeln für die Petition der Hilfswerke: «Unternehmen müssen Menschenrechte achten!». **DELFBUCHER**

Vortrag von Jules Rampini: 23. März, 20.00, Kirchgemeindehaus Münsingen

Was hat Gold mit Hunger zu tun?

Antworten geben die christlichen Hilfswerke Brot für alle (BFA) und Fastenopfer mit der ökumenischen Kampagne 2011 zum Thema «Des einen Schatz, des andern Leid: Bodenschätze und Menschenrechte».

KAMPAGNE. Die Hilfswerke kritisieren, dass der Reichtum unter dem Boden vieler Länder kaum je der einheimischen Bevölkerung zugutekommt. Den Staaten entgingen im Gegenteil aufgrund ungerechter Verträge und unfairer Preise jährlich Milliarden Dollar an Einnahmen. Der Abbau von Rohstoffen habe zur Folge, dass die Bevölkerung häufig ohne genügende Entschädigung und gleichwertigen Ersatz von ihrem Boden vertrieben werde und unter Hunger und Armut leide.

AKTIONEN. Um über die Problematik zu informieren, geben BFA und «Fastenopfer» jährlich eine Agenda heraus. Am 10. März wird eine Unterschriftensammlung lanciert. Unter dem Titel «Unternehmen müssen Menschenrechte achten!» werden die Schweizer Behörden aufgefordert, eine einheitlichere Aussen- und Wirtschaftspolitik zu betreiben, welche auch die Unternehmen stärker in die Pflicht nimmt. Vom 9. bis 24. April verkaufen Hunderte von Bäckereien in der Schweiz ein «Brot zum Teilen», von dessen Verkauf je 50 Rappen an Projekte und Programme der beiden Hilfswerke gehen. Und am 2. April beteiligen sich Prominente am Verkauf von 160 000 Max-Havelaar-Rosen, deren Erlös Entwicklungsprojekten zugutekommt. **BFA/ARU**

www.oekumenischekampagne.ch

I WOTT NÜT GSEIT HA

FREDU AEGERTER
spricht über sich, Gott
und die Welt



CARTOON: MAX SPRING

Begleitet und bewandert

Die Fastenzeit sei ein guter Moment dafür, ein bisschen zur Ruhe zu kommen, sagte das Greti. Sich aufs Wesentliche zu besinnen. Das Überflüssige loszuwerden. Es wolle jetzt auch wieder mehr in der Kirche mitmachen. Bei der Fastenwoche und bei der Aktion «Brot für Brüder», die ja nun «Brot für alle» heisse. Dieser Kalender steht jetzt auch wieder auf unserem Küchentisch. Den wolle es jeden Tag lesen in der Fastenzeit. Da seien so gute Sprüche drin jedes Jahr. Und es wolle zwischen Aschermittwoch und Ostern auch wieder mehr Zeit haben für uns, sagte das Greti auch noch. Wieder einmal eine Wanderung machen. Zum Beispiel wie damals in Schwarzenburg. Vor einem Jahr, als wir zusammenkamen. Vielleicht ja zu unserem Einjahrsjubiläum einen Bütz weiterlaufen auf dem Jakobsweg.

BEGLEITSERVICE. Es helfe gern mit bei «Brot für Brüder», also «Brot für alle», sagte das Greti. Da gehe es zwar schon darum, den Armen zu helfen. Aber es tue einem eben auch selber gut, Gutes zu tun. Es kenne auch die Pfarrerin gut und den Ernst von der OeME-Gruppe. Das Dorli hingegen, also meine Exfrau, stelle sich das schon etwas zu einfach vor: dass nämlich die Kirchgemeinde Geld spenden könnte für das Projekt in Mombasa, das sie mit Charles, dem afrikanischen Prediger, der jetzt bei ihr in meiner Wohnung lebt, auf die Beine stellen möchte. Es sei schon in Ordnung, dass man sich dort um die arbeitslosen jungen Männer kümmere, sagte das Greti. Aber es sei ihm auch etwas gschmuech, was das Dorli und der Charles dort plant. Das mit dem Begleitservice für Schweizer Frauen, die allein durch Kenia reisen. Das gefalle ihm nicht. Und manchmal machten wir es uns auch zu einfach, immer nur Geld zu geben. Das beruhige zwar unser Gewissen, aber den Menschen dort nütze es immer noch am meisten, wenn wir einfach ganz fest an sie denken. Wie an Brüder und Schwestern.

ETAPPENWEISE. Es selbst jedenfalls, das Greti, brauche keinen Begleitservice. Es habe ja mich, und das sei viel mehr, als nur begleitet zu sein. Das habe es gleich gespürt. Da sei etwas viel Wertvolleres passiert zwischen uns. Schon auf der Wanderung damals. Und seither sei es immer wie tiefer gegangen mit ihr und mir, mit jedem Schritt auf unserem Weg. Und auf diesem Weg wolle es jetzt auch weiter gehen. Also auf dem Weg mit mir und auf dem Jakobsweg. Und es habe es auch bei mir gespürt, wie auch mich unser gemeinsamer Weg immer mehr erfüllt habe, auch wenn ich es nicht immer so genau ausdrücken könne. Und zum Schluss fügte es noch hinzu: «Lan is ou die nächschti Etappe zäme la loufe, Fred, u no mängi meh!» Ich dachte, dieses Hotel in Schwarzenburg sei ömu schon recht gewesen letztes Mal. Nur einfach ein bisschen ringhörig, und der Regen hat auch gestört.

Trauma für ein Dorf

SUIZID/ In Münsingen gab es 2010 fünf Bahnsuizide. Ein schmerzliches Thema: für Bevölkerung und Kirche.

Fachleute sprechen von «Hot-spots». Gemeint sind Stellen, wo sich überdurchschnittlich viele Leute das Leben nehmen. Die Bahngelände beim Bahnhof Münsingen sind ein solcher Hot-spot. Fünf Suizide gab es hier allein im letzten Jahr. Eine traurige Bilanz. Die reformierte und die katholische Kirchgemeinde von Münsingen nahmen die erschreckenden Zahlen und die allgemeine Verunsicherung zum Anlass, einen Diskussionsabend mit Fachleuten zu organisieren.

REDEN. «Thematisieren statt Tabuisieren» war die erklärte Absicht. Und die Tatsache, dass am Schluss des Abends bereits Ideen auftauchten, wie man künftig Augenzeugen und Bahnangestellten beistehen könnte, zeigte, dass das Darüberreden tatsächlich helfen kann. Der Direktor der Psychiatrischen Klinik Münsingen, Rolf Ineichen, beschönigte nichts: Die Bahnsuizide seien auch für ihn und das gesamte Klinikpersonal eine grosse Belastung. Er hielt aber auch fest, dass neunzig Prozent der Suizide von Psychischkranken verübt würden, und dass in der Nähe von psychiatrischen

Kliniken und entlang von viel befahrenen Bahnlinien überdurchschnittlich viele Suizide passierten. In Münsingen kommt beides zusammen. Nichtsdestotrotz ist Ineichen entschlossen, das Thema anzugehen. Die Vermeidung von Suiziden sei 2011 das Jahresthema der Klinik, erklärte er.

BEISTEHEN. Dass Angehörige von Suizidopfern sowie Augenzeugen ähnlich traumatisiert sind wie Kriegsoffer, darüber berichteten Pfarrer Urs Howald, Koordinator des Berner Care Teams (Notfallseelsorge), und Pfarrerin Silvia Liniger-Häni, Koordinatorin von «Nebelmeer Bern», einer Selbsthilfegruppe für Jugendliche, die

einen Elternteil durch Suizid verloren haben. «Es braucht viel Zeit, darüber hinwegzukommen», sagte Liniger: «weil es einem den Boden wegzieht.»

HELFEN. Diese Aussage bestätigte der Bahnhofsvorstand von Münsingen. Er habe in den letzten Jahren gegen fünfzig Suizide miterlebt und sich danach oft «extrem hilflos und einsam» gefühlt. Umso mehr begrüsse er, dass die Kirchen das Thema nun aufgriffen. Aus dem Saal kam daraufhin ein konstruktiver Vorschlag: Nach Suiziden soll im Dorf künftig ein Helppoint eingerichtet werden, wo Augenzeugen und Bahnangestellte Hilfe bekommen. **RITA JOST**



Tod auf den Gleisen: In Münsingen passiert es immer wieder

IN EIGENER SACHE

Neue «reformiert.»-Redaktorin in Zürich

Der Trägerverein von «reformiert.» Zürich hat die Berner Journalistin Christa Amstutz Gafner, 49, als neue Redaktorin ins fünfköpfige Zürcher Team gewählt. Christa Amstutz setzt sich seit Jahren mit kirchlichen, religiösen und gesellschaftspolitischen Fragen auseinander: einerseits als Autorin von Beiträgen für zahlreiche Printmedien, andererseits in der Öffentlichkeitsarbeit verschiedener Institutionen. Während sechs Jahren arbeitete sie in der Kommunikationsabteilung des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds (SEK), seit 1995 ist sie Redaktorin der evangelischen Zeitschrift «FrauenForum». Auch die Leserinnen und Leser von «reformiert.» sind ihr schon begegnet: Seit Mai 2010



Christa Amstutz

arbeitet sie – erst als Stellvertreterin, jetzt als Nachfolgerin von Daniela Schwegler – auf der Redaktion mit. Die «reformiert.»-Redaktionen im Aargau, in Bern, im Graubünden und in Zürich heissen Christa Amstutz herzlich willkommen – und freuen sich auf ihre Impulse. **RED**

Reformierte Mehrheit für Ausschaffungsinitiative

ANALYSE/ Die Kirchenleitung lehnte sie ab, die Basis stimmte ihr zu: Die SVP-Ausschaffungsinitiative fand sowohl unter Reformierten wie auch unter Katholiken eine Mehrheit. Nicht aber bei den Konfessionslosen.



Ja zur Ausschaffungsinitiative – auch dank der Mitglieder der Landeskirchen

Der 28. November 2010 dürfte in die Geschichte eingehen: Mit der Ausschaffungsinitiative der SVP setzte sich erstmals ein Volksbegehren im Bereich der Ausländerpolitik durch: 52,9 Prozent der Stimmenden legten ein Ja in die Urne. Der vom Parlament ausgearbeitete Gegenvorschlag hingegen fand beim Volk keine Gnade: 54,2 Prozent lehnten ihn ab.

Die Vox-Analyse, eine repräsentative Befragung der Bevölkerung im Nachgang zur Abstimmung, hat nun gezeigt, dass die Initiative ihren Erfolg einerseits der geschlossenen Unterstützung durch die Sympathisanten

weiter, dass der direkte Gegenvorschlag zum Bumerang wurde: Er scheiterte, weil er sowohl von rechts als auch von links angegriffen wurde. Die Doppelnein-Strategie von SP und Grünen trug wesentlich zur Ablehnung bei.

DER GROSSE GRABEN. Die Vox-Analyse zeigt erneut auch eine Diskrepanz zwischen den Empfehlungen der Kirchenleitungen und dem Stimmverhalten der Basis: Obwohl sich sowohl der Evangelische Kirchenbund (SEK) als auch die katholische Bischofskonferenz gegen die Initiative starkgemacht hatten, wurde die

sowohl von den Abstimmenden reformierter Konfession (54,4 % Ja) als auch von jenen, die der römisch-katholischen Kirche angehören (55,6 % Ja), angenommen. Konfessionslose hingegen lehnten sie ab (52 % Nein). Immerhin: Wer regelmässig in die Kirche geht, stimmt gegen die Initiative (52 % Nein), während Menschen, die nur einmal pro Jahr einen Gottesdienst besuchen, sie überdeutlich guthiessen (59 % Ja).

Auch schon bei der Minarettverbotsinitiative und der Abstimmung über die Asylgesetzrevision war die kirchliche Basis nicht der Empfehlung der Kirchenleitungen gefolgt. Auf diesen Graben angesprochen, sagte Thomas Wipf, Ende letzten Jahres zurückgetretener SEK-Präsident, im Gespräch mit «reformiert.»: «Von unseren Grundüberzeugungen her konnten wir diese Vorlagen nicht unterstützen. Als Christinnen und Christen müssen wir die Menschenrechte hochhalten, im Fremden den Nächsten erkennen und dessen Würde verteidigen.» Gleichzeitig dürfe die Kirche aber die Sorgen und Probleme der Menschen nicht aus den Augen verlieren. **MARTIN LEHMANN**

reformiert.

IMPRESSUM/

«reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Aargauer, Bündner und Zürcher «Kirchenboten» sowie des Berner «saemann». www.reformiert.info

Redaktion:

BE: Rita Jost (rj), Samuel Geiser (sel), Martin Lehmann (mlk)

AG: Annegret Ruoff (aru), Anouk Holthuisen (aho), Sabine Schüpbach Ziegler (sas)

GR: Reinhard Kramm (rk), Fadrina Hofmann (fh), Rita Gianelli (rig)

ZH: Jürgen Dittrich (jed), Delf Bucher (bu), Christa Amstutz (ca), Käthi Koenig (kk), Christine Voss (cv)

Blattmacherin: Annegret Ruoff

Layout: Nicole Huber, Marcel Deubelbeiss

Korrektorat: Yvonne Schär, Langenthal

Druck: Ringier Print Adligenswil

Gesamtauflage: 720 000 Exemplare

reformiert. Bern

Herausgeber: In Bern, Jura und Solothurn wird «reformiert.» vom Verein «saemann» herausgegeben. Ihm gehören jene Kirchgemeinden an, die «reformiert.» als Informationsorgan abonniert haben.

Präsidentin: Annemarie Schürch, Ersigen

Auflage Bern: 322 246 Exemplare (WEMF)

Redaktion: Postfach 312, 3000 Bern 13

Tel. 031 398 18 20; Fax 031 398 18 23

redaktion.bern@reformiert.info

Geschäftsstelle: Silvia Kleiner, Rosmarie

Stalder, Postfach 312, 3000 Bern 13

Tel. 031 398 18 30; Fax 031 398 18 23

verlag.bern@reformiert.info

Inserate: Anzeigen-Service, Preyergasse

13, 8022 Zürich, Tel. 044 268 50 30;

anzeigen@reformiert.info

Inserateschluss 4/11: 2. März 2011

Abonnemente und Adressänderungen:

Schlaefli & Maurer AG, Postfach 337

3800 Interlaken, Tel. 033 828 80 80;

Fax 033 828 81 90

abo.reformiert@schlaefli.ch

Einzelabos (12 Ausgaben pro Jahr): Fr. 20.–

Druckvorstufe Gemeindebeiträge:

Schlaefli & Maurer AG, 3800 Interlaken

info.reformiert@schlaefli.ch



FSC

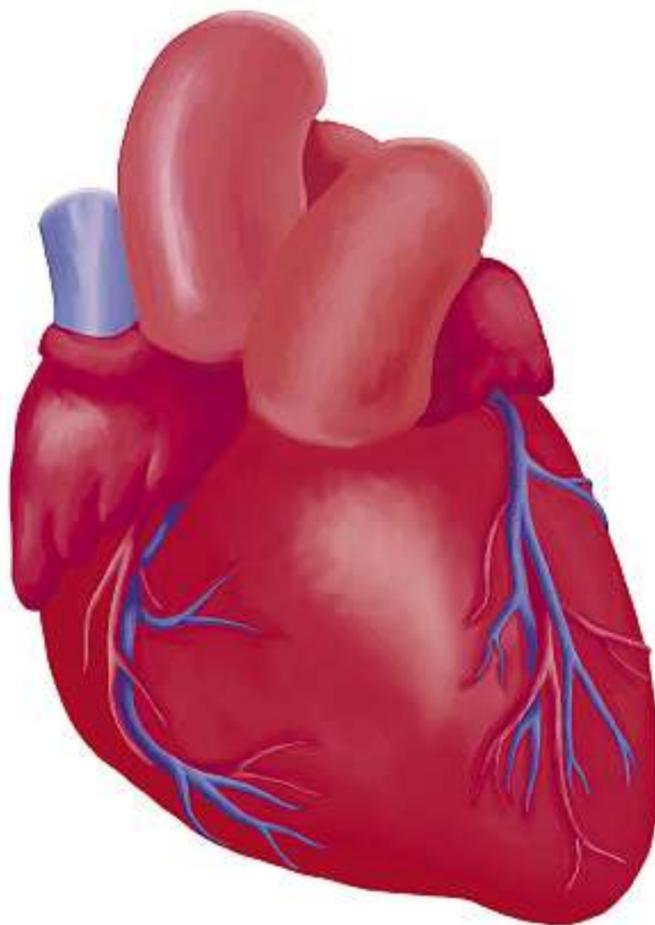
SPENDEN / Bei der Organentnahme ist der Körper noch warm: Wann ist man wirklich tot?

EMPFANGEN / Weiterleben mit einem fremden Herzen: Wie schafft man das?

«Ich schänke dir mis Hätz»

ORGANSPENDE / Würden Sie es tun? Ihr Herz verschenken, Ihre Leber, Ihre Lunge? Organe spenden ist christliche Nächstenliebe. Oder etwa nicht?

CHRISTA AMSTUTZ TEXT / SABINE FREIERMUTH ILLUSTRATIONEN



Beispiel das Widerspruchsmodell prüfen. Bis jetzt gilt in der Schweiz: Organe dürfen nur entnommen werden, wenn dazu eine Einwilligung vorliegt. Ist der Wille der verstorbenen Person nicht bekannt, entscheiden die Angehörigen. Sind diese nicht erreichbar, ist eine Organentnahme verboten. Beim Widerspruchsmodell, das in mehreren europäischen Ländern praktiziert wird, gilt: Wenn kein Nein des Verstorbenen beziehungsweise seiner Familie vorliegt, wird er zum Organspender. Für Franz Immer, Direktor von Swisstransplant, steht fest: Eine strikte Widerspruchslösung wie in Österreich oder Belgien kommt in der Schweiz nicht infrage: «Wir würden weiterhin den Willen der Familie erfragen.»

IDEE. Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) hat gegenüber dem Widerspruchsmodell offene Fragen. Eine gemeinschaftliche Verpflichtung zur Organspende, der man sich nur per Willenserklärung

entziehen könne, sei ethisch und theologisch kaum begründbar, macht der SEK geltend. Die Medizinethikerin Ruth Baumann-Hölzle ist klar gegen das Modell: «Es darf nicht sein, dass über einen urteilsunfähigen Menschen einfach so entschieden wird.» Auch mit der heute geltenden Zustimmung via Angehörige ist sie nicht glücklich. «Meist ist der Wille des Betroffenen nicht bekannt. Also entscheiden die Angehörigen nach ihrem eigenen Werteprofil.» Optimal fände sie den Grundsatz: Für eine Organspende kommt nur infrage, wer ihr selber zugestimmt hat. Aktuell werden schweizweit lauter neue Ideen lanciert, um die Spendenbereitschaft zu erhöhen. Sie machen auch vor finanziellen Anreizen nicht halt: Versprochen werden etwa die Übernahme der Bestattungskosten für Organspender, Rabatte auf die Krankenkassenprämien oder gar Steuerabzüge.

FRAGEN. Die Transplantationsmedizin stellt den Menschen vor viele schwierige Entscheidungen. Bei Lebendspenden etwa ist der moralische Druck auf die Angehörigen als mögliche Spender riesig. «Würde ich meiner Schwester eine meiner Nieren schenken?», fragt sich Alberto Bondolfi. Und Ruth Baumann-Hölzle antwortet auf die Frage, ob sie selber ein Organ annehmen würde: «Vor allem als unsere Kinder klein waren, hätte ich das getan.» Deshalb ist sie trotz aller offenen Fragen auch selbst zu einer Spende bereit: «Eine Organspende ist immer ein Geschenk, ein Opfer.» Natürlich ist auch Franz Immer, Direktor von Swisstransplant, Organspender. Er erlaubt sich aber eine persönliche Ausnahme. «Meine Augenhornhaut möchte ich nicht geben. Ich schaue einem Menschen immer zuerst in die Augen.» Die Frage, ob und welche Organe man spenden wolle, müsse jeder für sich entscheiden, findet er. «Ich respektiere es, wenn jemand nach seinem Tod ungestört bleiben will oder Mühe hat mit der Vorstellung, dass sein Herz in einem anderen Menschen weiterlebt.» **CHRISTA AMSTUTZ**

EDITORIAL

RITA JOST
ist «reformiert»-
Redaktorin in Bern



Nachdenken über die Konsequenzen

In der Schweiz gibt es zu wenig Organspenderinnen und -spender. Menschen sterben, weil es an Herzen, Lungen, Nieren fehlt. Ein Systemwandel hin zum «Widerspruchsmodell» könnte helfen: Dann würde Organspenden zur Regel und Nichtspenden zur Ausnahme.

DIE IDEE. Der Gedanke besticht. Genauso die Idee, im Fahrausweis zu vermerken, ob jemand spenden will oder nicht. Denn wer kann ernsthaft dagegen sein, dass mit seinen Organen Menschen gerettet werden?

DIE REALITÄT. Was theoretisch sinnvoll und menschlich selbstverständlich scheint, kann jedoch zum Trauma werden. Dann nämlich, wenn Angehörige am Sterbebett vom Willen des Sterbenden oder von den Bedürfnissen der Transplantationsmedizin überrumpelt werden. In dieser Ausnahmesituation ist die Realität hart und überfordernd. Denn die Organe der Spender müssen künstlich am Leben erhalten werden. Den «Todeszeitpunkt» bestimmt die Medizin. Ein sanftes Abschiednehmen ist das nicht.

WAS TUN? Der Spitzenmedizin zuvorkommen. Nachdenken über den eigenen Tod. Mit Angehörigen darüber sprechen. Sich informieren. Und dann entscheiden. Das kann den Hinterbliebenen dereinst helfen, mit einer schwierigen Situation klarzukommen.

2010 haben hierzulande gerade mal 214 Personen ihre Organe gespendet. Damit steht die Schweiz in Europa an zweitletzter Stelle. Was die Anzahl – durchschnittlich vier – und die Qualität der Organe pro Spender anbelangt, ist die Schweizer Spitzenmedizin jedoch europaweit führend.

DEBATTEN. Fakt ist: Ohne die lateinische Schweiz wären die Spenderzahlen noch niedriger. Die Hälfte aller Organspenden kommen aus dem Tessin und der Romandie. Dort gibt es auf jeder Intensivstation eine Pflegefachperson, die sich um das Organspendewesen kümmert, Angehörige informiert und betreut und das übrige Personal weiterbildet. Ob auch kulturelle Unterschiede eine Rolle spielen? «Die Hirntoddebatte etwa findet im italienischen und französischen Kulturkreis nicht statt», sagt Alberto Bondolfi, Ethikprofessor an den Universitäten Lausanne und Genf. Persönlich ist der Tessiner überzeugt: «Wenn ich hirntot bin, wächst zwar mein Bart weiter. Meine personale Existenz jedoch ist zu Ende. Mein Körper ist nur noch eine Hülle, ein Andenken an mich.» Dies sehen in der Deutschschweiz viele anders (vgl. Artikel auf Seite 7).

Das in den Siebzigerjahren in den USA entstandene Hirntodkonzept war die Geburtsstunde der Transplantationsmedizin. Von Anfang an wurde es heftig kritisiert, etwa mit dem Argument, der Hirntod stelle zwar den Eintritt in einen unaufhaltsamen Sterbeprozess dar, könne aber nicht mit dem Tod als Ende des Sterbens gleichgesetzt werden. Auch aus medizinischer Sicht war zu vernehmen, der Prozess der körperlichen Desintegration dauere länger als anfangs angenommen.

MODELLE. Im letzten Jahr starben in der Schweiz 59 Menschen, weil sie nicht rechtzeitig ein Spenderorgan erhielten. Drei Vorstösse im Parlament wollen dies nun ändern. So soll der Bundesrat zum

Spenden oder nicht spenden?

TRANSPLANTATION / Egal, ob man sich schliesslich für oder gegen eine Organspende entscheidet: Die Fragen, die es zu klären gilt, gehen ans Eingemachte. Denn an der Grenze zwischen Leben und Tod bleibt vieles Glaubenssache.

Was ist ein Leben wert?

Wie teilt man Organe sinnvoll zu? Hat eine junge Mutter eher Anspruch auf ein Spenderherz als ein alter Single? Und was heisst das für die Medizin?

Nach werden im schweizerischen Transplantationswesen Menschen nicht in wertvolle und weniger wertvolle Mitglieder der Gesellschaft eingeteilt: Bei der Vergabe von Spenderorganen wird nach medizinischen Gesichtspunkten entschieden. Das Organ des Spenders muss zum Empfänger passen. Die Blutgruppen müssen sich vertragen, die Länge des Organs sollte stimmen und, bei Herz und Leber, auch das Gewicht. Kommen nach diesem medizinischen Auswahlverfahren mehrere mögliche Empfänger infrage, sieht das Gesetz drei Entscheidungskriterien vor. Gemäss diesen ist auch die Datenbank von Swisstransplant programmiert, welche für ein gemeldetes Organ nach möglichen Empfängern sucht.

Das wichtigste Kriterium ist die medizinische Dringlichkeit: Wer dem Tod nahe ist, hat Vorrang. Danach wird der medi-

auch ein 25-Jähriger, für den das Organ passt – die medizinisch gesehen erfolgreichere Kombination. In solchen Situationen wünscht sich Franz Immer von Swisstransplant mehr Entscheidungsspielraum für die Ärzte. Es gehe dabei um medizinische Nachhaltigkeit, betont er, und nicht darum, ob ein junger oder ein alter Mensch mehr wert sei. «Das Herz einer Siebzehnjährigen kann wiederum einer Sechzigjährigen gute Lebensjahre ermöglichen», so Franz Immer.

Nicht nur über die Gewichtung der Zuteilungskriterien wird diskutiert, sondern auch über ergänzende Auswahlhilfen. Das Clubmodell zum Beispiel funktioniert nach dem Grundsatz «Wer gibt, dem wird gegeben.» Die Medizinerin Ruth Baumann-Hölzle sagt dazu: «Wenn mehrere Personen medizinisch in gleicher Art und Weise infrage kommen, finde ich es sinnvoll, dass bevorzugt wird, wer selber bereit ist, ein Organ zu spenden.» Ihr Kollege Alberto Bondolfi findet hingegen: «Ein Bonus-Malus-System geht für Autos, aber nicht für Menschen.» Unser Gesundheitswesen basiere auf dem Grundsatz, dass allen Kranken geholfen werde. In der Transplantationsmedizin eine andere Logik anzuwenden, hält der Tessiner für gefährlich.

«Am Schluss werden Krebspatienten, die geraucht haben, auch nicht mehr behandelt.» Dem hält Baumann-Hölzle entgegen: «Es geht nicht darum, selbstschädigendes Verhalten zu bestrafen, sondern opferbereite Menschen zu belohnen.»

Ganz anders wird der Wert des Menschen auf dem illegalen internationalen Organmarkt gehandelt: Arme verkaufen eine ihrer Nieren für wenige Hundert Franken. Reiche bezahlen dafür um die 100 000 Franken. Anreise und Spitalkosten inklusive. **ca**

«Ein Bonus-Malus-System geht für Autos, aber nicht für Menschen.»

ALBERTO BONDOLFI, KATH. THEOLOGE

zische Nutzen einer Transplantation bewertet: Ein altes Organ ist in einem jungen Menschen wenig nachhaltig, und bei Nierentransplantationen werden unter Zwanzigjährige bevorzugt wegen der schweren Folgeschäden der Dialyse. Zuletzt wird berücksichtigt, wie lange jemand schon auf der Warteliste steht.

Dieses Auswahlverfahren hat auch Schwächen. Wer am Sterben ist, kommt vor allen anderen dran. Steht beispielsweise ein zwanzigjähriges Herz zur Verfügung, wird es aufgrund der Dringlichkeit einem 65-jährigen Patienten zugeteilt. Auf der Warteliste wäre aber

Wann ist man seelisch tot?

Was halten Seelsorgende von der Organspende? Stört die Entnahme von Organen den Sterbeprozess? Oder ist der Hirntod auch in religiöser Hinsicht das Ende?

Sterben ist, wenn die Seele in Gestalt eines Vogels aus dem Mund eines Menschen entweicht. So stellten es sich mittelalterliche Maler vor. Manchmal ist die Seele auf ihren Bildern auch als kleine Person dargestellt, die nach dem Tod noch etwas beim Körper des Toten verweilt. Im Zeitalter der Naturwissenschaft sind solche Vorstellungen aus den Köpfen von Theologinnen und Theologen verschwunden. In erstaunlicher Einigkeit übernehmen sie die Sicht der Medizin, wonach ein Mensch mit dem Hirntod tot ist.

Barbara Oberholzer, reformierte Seelsorgerin am Unispital Zürich, sagt, sie habe verschiedene Bilder dafür, was beim Sterben geschehe. Für sie sei aber klar, dass mit dem Hirntod der seelisch-geistige Sterbeprozess abgeschlossen sei. «Ich vertraue darauf, dass die Seele dann in den göttlichen allumfassenden Ursprung zurückkehrt, unabhängig davon, wie ein Mensch gestorben ist.» Oberholzer will ihre Organe spenden, weil sie weiss, wie sehr viele schwer kranke Patienten auf ein neues Organ warten. So hält es auch Hubert Kössler, katholischer Seelsorger am Inselspital Bern. Für ihn ist die mittelalterliche Vorstellung vom Seelenvogel «ein wunderbares Bild, das aber theologisch nicht überzeuge. Die Vorstellung einer Trennung von Leib und Seele sei nämlich nicht biblisch, sondern entstamme der griechischen Philosophie. Kössler glaubt, dass der Mensch beim Hirntod gänzlich stirbt, mit Körper und Geist, um danach mit verwandeltem Leib wieder aufzuerstehen. Über das «Danach» könne man nur in Bildern sprechen, betont er. Ihm selbst gefalle das biblische Bild des himmlischen Jerusalems, doch als Seelsorger wolle er jedem Patienten helfen, sein eigenes, für ihn stimmiges Bild vom Sterben und vom Tod zu finden.

Die Spitalseelsorgenden liegen ganz auf der Linie der Kirchen, die prinzipiell fürs Organspenden

sind. Weil Organspenden Leben retten kann, betrachten sie es als Akt der Nächstenliebe. Jesus würde Ja sagen dazu, predigte einst der deutsche Bischof Wolfgang Huber. Der Spenderausweis von Josef Ratzinger wurde mit seiner Wahl zum Papst hinfällig, da der Körper eines Papstes heilig ist.

Einer der seltenen christlichen Skeptiker ist der pensionierte Zürcher Pfarrer Harry Bertschinger, der zwanzig Jahre lang als Spital-

«Beim Hirntod stirbt der Mensch gänzlich, mit Körper und Geist.»

HUBERT KÖSSLER, SPITALSEELSORGER

seelsorger tätig war. «Das Sterben ist ein Prozess, der nicht mit dem Erlöschen der Hirnaktivitäten aufhört», ist er überzeugt. Dies habe er bei den Totenwachen für seine Mutter und Schwiegermutter selbst gespürt. Harry Bertschinger würde seine Organe nicht spenden, denn sie beinhalten für ihn «eine psychische Dimension». Der Pfarrer hat einen Kurs bei der Sterbeforscherin Elisabeth Kübler-Ross besucht und bedauert, «dass die Theologie den Menschen heute so stark mit den Augen der Naturwissenschaft sieht».

Die Weltreligionen befürworten das Organspenden grösstenteils. Allerdings sind die Meinungen innerhalb des Islams und des Judentums nicht einheitlich. So lehnen orthodoxe Juden das Spenden meist ab, weil ihnen die Integrität des toten Körpers wichtig ist. Am skeptischsten ist der tibetische Buddhismus, der das Sterben als einen Prozess sieht, der über den körperlichen Tod hinausgeht. Doch auch hier gewichten einige Vertreter stärker, dass mit Organspenden Leben gerettet werden kann. **sas**

Wie stirbt ein Org...

Wann ist ein Mensch hirn-, wann he... In welchem Moment werden ihm die... für eine Transplantation entnomme... Und warum erhält er dabei eine Nar...

«Der Mensch ist tot, wenn die Funktionen seines Hirns einschliesslich des Hirnstamms irreversibel ausgefallen sind», steht im Schweizer Transplantationsgesetz. Bis ein Mensch für hirntot erklärt wird, müssen zwei unabhängige Neurologen, die nicht zum Transplantationsteam gehören, im Abstand von sechs Stunden genau festgelegte Untersuchungen durchführen. Damit ist die Praxis in der Schweiz im europäischen Vergleich recht sorgfältig. In achtzig Prozent der Fälle werden zusätzlich zur klinischen Diagnose bildgebende Verfahren wie die Magnetresonanztomographie (MRT) eingesetzt, die das Gesetz nur in gewissen Fällen zwingend vorschreibt.

Hat der hirntote Mensch seinen Willen zuvor nicht festgehalten, werden die Angehörigen gefragt, ob die Organe entnommen werden dürfen. Oft wird kritisiert, dass sie in dieser Schocksituation gar nicht entscheidungsfähig seien. Im Fall einer Organentnahme werden die Atmung und der Kreislauf des Hirntoten aufrecht erhalten, damit die Organe weiter durchblutet bleiben. Dass die Toten nicht wie Leichen aussehen, scheinbar atmen, ihre Körper warm sind, empfinden viele Angehörige als belastend. Nach der Organentnahme kann sich die Familie noch einmal vom Verstorbenen verabschieden, dessen Leichnam aufwendig wieder hergerichtet wurde.

In der Schweiz werden alle Organentnahmen unter Vollnarkose durchgeführt. Damit setzt sich das hiesige Transplantationswesen der Frage aus, ob ein hirntoter Mensch nicht doch noch Schmerzen empfinden kann. Begründet wird die Narkose mit Reflexen, die vom Rückenmark ausgehen und das exakte chirurgische Arbeiten stören können. Zum anderen gehe es um Respekt gegenüber der Leiche.

Als wäre die Hirntoddebatte nicht schon anspruchsvoll genug, kommt aktuell eine weitere Fragestellung hinzu. Neu dürfen in der Schweiz auch Organe von herztoten Menschen, den

Organspender?

Arztot?
e Organe
n?
kose?

«Non Heart Beating Donors», entnommen werden. Wird auf der Intensivstation entschieden, bei einem Patienten die Reanimation und sonstige Therapien einzustellen, ist er ein potenzieller Organspender. Da die Organe nach einem Kreislaufstillstand aber nicht mehr durchblutet sind, werden nur die Nieren und allenfalls die Lungen entnommen. Für das Herz sind die vorgeschriebenen zwanzig Minuten Wartezeit nach Feststellen des Herzstillstandes zu lang.

Wie lange man einen Menschen am Leben erhalten sollte, sei eine der grossen ethischen Herausforderungen im intensivmedizinischen Alltag, sagt Franz Immer, Chirurg und Direktor von Swisstransplant: «Ist der Verlauf aussichtslos, schlagen die Ärzte vor, die

«Wie lange man einen Menschen am Leben erhält, ist eine grosse ethische Herausforderung.»

FRANZ IMMER,
DIREKTOR VON SWISSTRANSPLANT

Therapie abbrechen. Aufgrund eines solchen Abbruchs sterben siebzig Prozent aller Patienten auf den Intensivstationen, unabhängig von einer Organentnahme.» Die reformierte Medizinerin Ruth Baumann-Hölzle findet die Organspenden nach einem kontrollierten Herz-Kreislauf-Stillstand hingegen fragwürdig. «Es ist höchst problematisch, wenn sich in den ohnehin schon schwierigen Entscheidung zum Therapieabbruch gleichzeitig das Interesse an den Organen des Patienten einmischt.» CA

AUGENHORNHAUT

Die Transplantation der Augenhornhaut – die kein Organ, sondern ein Gewebe ist – gilt als erste erfolgreiche Transplantation der Geschichte. 1905 übertrug der österreichische Augenarzt Eduard Zirm einem erblindeten Tagelöhner die Augenhornhaut eines verunglückten 11-Jährigen. Heute handelt es sich um einen Routineeingriff, der in der Schweiz 400- bis 500-mal jährlich durchgeführt wird.

HERZ

Die Herztransplantation gilt als die prestigeträchtigste Transplantation. Herz-Kreislauf-Erkrankungen sind die häufigste Todesursache in Industrieländern. So warteten 2009 in der Schweiz 60 Personen auf ein neues Herz, 30 erhielten eines. Damit eine Herztransplantation erfolgreich ist, muss der Empfänger hinsichtlich Alter und Gesundheit sorgfältig ausgewählt werden.

LUNGEN

Die Lungentransplantation ist die lukrativste: 145 000 Franken berechnen Transplantationszentren dafür (12 000 Franken kostet eine Lebertransplantation, 80 000 Franken eine Herztransplantation). Die Zahl der Menschen, die auf eine Lunge warten, hat sich in den letzten Jahren stark erhöht. 2009 waren es in der Schweiz 120 Personen, 39 erhielten das ganze Organ oder einen oder zwei Lungenflügel.

LEBER

Nach der Niere ist die Leber das am zweithäufigsten transplantierte Organ. 2009 erhielten in der Schweiz 102 Personen eine neue Leber, nur ein kleiner Teil stammte von lebenden Spendern. Da die Leber sehr gut durchblutet ist und innerhalb kurzer Zeit wieder auf die Normalgrösse anwächst, werden auch Split-Operationen durchgeführt: Die gespendete Leber wird geteilt und zwei Personen eingepflanzt.

NIEREN

Nieren werden so häufig verpflanzt wie kein anderes Organ. 2009 waren es in der Schweiz 291 Stück, das sind 62 Prozent aller transplantierten Organe. Über ein Drittel stammte von lebenden Personen, die eine Niere spendeten. Die Alternative zur Transplantation ist die Dialyse, die als Ersatz für die nicht mehr funktionierende Niere dreimal wöchentlich Giftstoffe aus dem Blut wäscht.

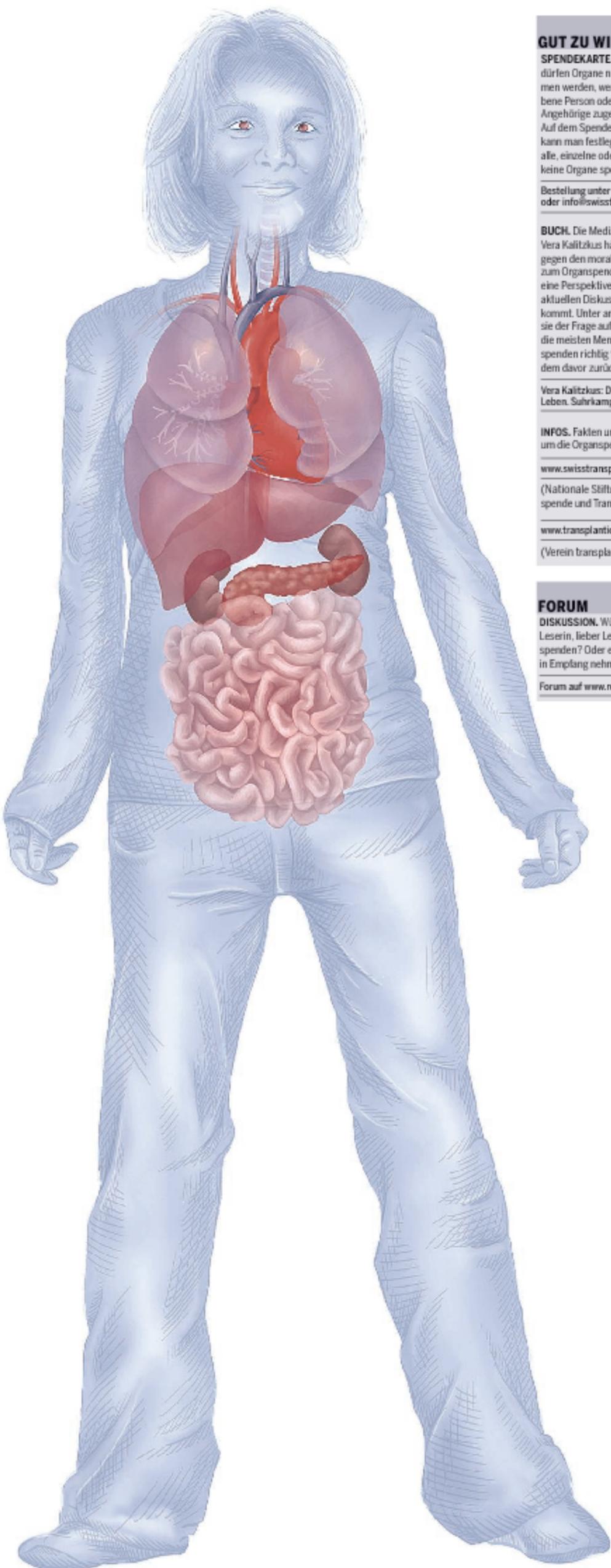
BAUCHSPEICHELDRÜSE

Die Bauchspeicheldrüse (Pankreas), die Verdauungsenzyme produziert, wird zur Therapie einer Form von Diabetes verpflanzt. Heute wird sie meist in Kombination mit der Niere transplantiert, um die Folgeschäden der Diabetes an der Niere aufzuhalten. 2009 wurden schweizweit 10 Bauchspeicheldrüsen transplantiert, in 10 weiteren Fällen die aus ihr isolierten Inselzellen, die Insulin produzieren.

DÜNNDARM

Weltweit äusserst selten ist die Transplantation des Dünndarms, der für die Verdauung und Aufnahme von Nährstoffen wichtig ist. In der Schweiz wurde sie von 1998 bis 2008 nur sechs Mal durchgeführt. Empfänger sind oft junge Menschen mit seltenen Erbkrankheiten. Abstoßungsreaktionen sind wegen den Immunzellen im Darm deutlich häufiger als bei anderen Transplantationen. SAS

Quelle: www.swisstransplant.org



GUT ZU WISSEN

SPENDEKARTE. In der Schweiz dürfen Organe nur entnommen werden, wenn die verstorbene Person oder deren Angehörige zugestimmt haben. Auf dem Spenderausweis kann man festlegen, ob man alle, einzelne oder gar keine Organe spenden will.

Bestellung unter Tel. 0800 570 234 oder info@swisstransplant.org

BUCH. Die Medizinerin Vera Kalitzkus hält ein Plädoyer gegen den moralischen Druck zum Organspenden und eröffnet eine Perspektive, die in der aktuellen Diskussion oft zu kurz kommt. Unter anderem geht sie der Frage auf den Grund, warum die meisten Menschen Organspenden richtig finden, aber trotzdem davor zurückschrecken.

Vera Kalitzkus: *Dein Tod, mein Leben.* Suhrkamp, 2009. Fr. 15.50.

INFOS. Fakten und Wissen rund um die Organspende:

www.swisstransplant.org

(Nationale Stiftung für Organspende und Transplantation)

www.transplantierte.ch

(Verein transplantierter Menschen)

FORUM

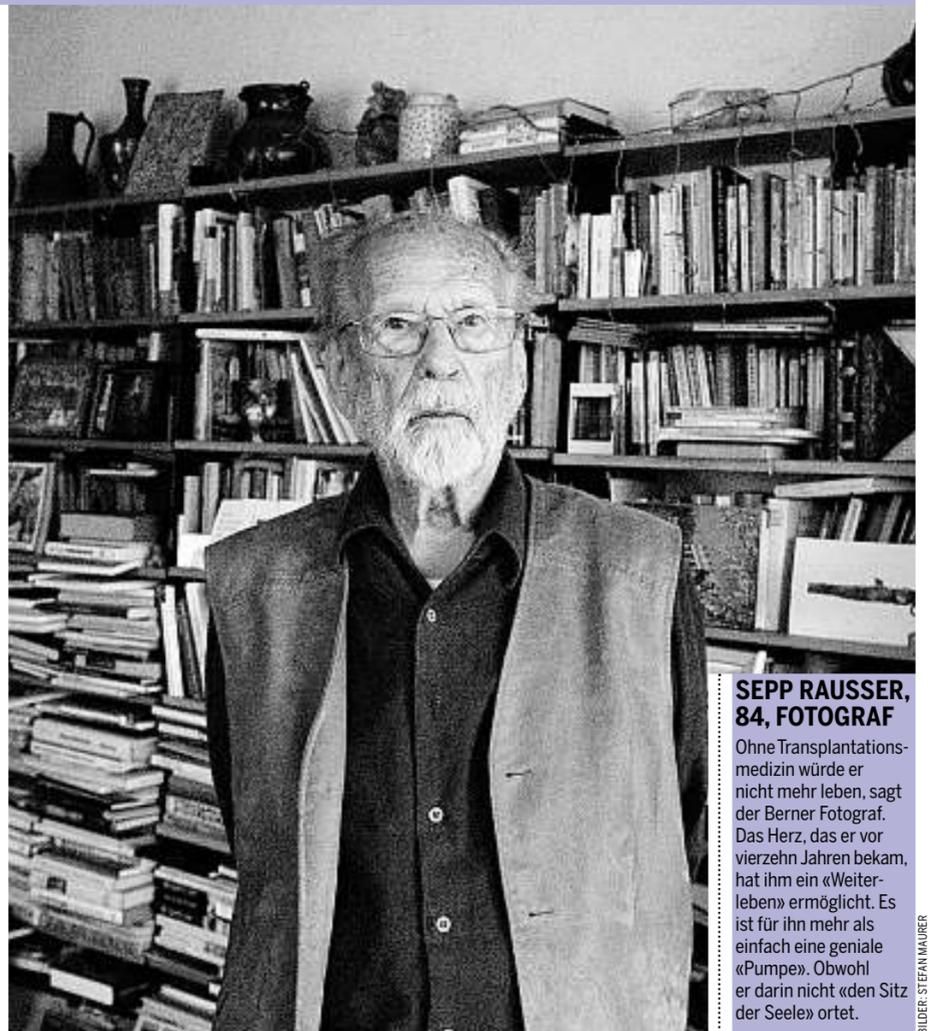
DISKUSSION. Würden Sie, liebe Leserin, lieber Leser, Ihr Herz spenden? Oder ein Spenderherz in Empfang nehmen?

Forum auf www.reformiert.info


**H. N., 64,
LEHRER**

Seine Partnerin lag hirntot auf der Intensivstation, als die Ärzte ihm die Frage stellten: Dürfen wir ihr die Organe entnehmen? «Es war eine Überforderung», sagt er heute. Nicht so sehr die Anfrage an sich, aber die Situation, in der sie kam.

H. N. hat für seine Partnerin entschieden und ist überzeugt, richtig gehandelt zu haben


**SEPP RAUSSER,
84, FOTOGRAF**

Ohne Transplantationsmedizin würde er nicht mehr leben, sagt der Berner Fotograf. Das Herz, das er vor vierzehn Jahren bekam, hat ihm ein «Weiterleben» ermöglicht. Es ist für ihn mehr als einfach eine geniale «Pumpe». Obwohl er darin nicht «den Sitz der Seele» ortet.

Sepp Rausser hat für sein neues Herz nur einen Namen: «ein Wunder»

BILDER: STEFAN MAURER

«Weiterleben» heisst zweierlei

GESPENDET/ Seine Partnerin starb an einem Hirnschlag. Am Totenbett hat er einer Organspende zugestimmt.

H. N., 64, LEHRER

«Ich muss es so sagen: Grundsätzlich finde ich Organspende sinnvoll. Der Tod meiner Partnerin und die Umstände der Organentnahme im Spital haben bei mir aber einige Fragen aufgeworfen. Ich war damals völlig überrumpelt. Der Schlaganfall meiner Partnerin kam aus heiterem Himmel. Sie war erst fünfzig, wir hatten uns am Morgen wie immer

«Beim Abschiednehmen auf der Intensivstation hatte ich das Gefühl, (im Weg) zu stehen.»

H. N.

voneinander verabschiedet. Am Mittag dann die Nachricht: Sie sei zusammengebrochen, man habe sie notfallmässig ins Spital gebracht, es sehe nicht gut aus. Eine Stunde später stand ich in der Intensivstation, am Bett einer hirntoten Frau. Sie sah aus wie immer, hatte eine gesunde Farbe, einen fühlbaren Puls, der Brustkorb hob und senkte sich. Die Ärzte aber sagten: Klinisch ist sie tot. Und fast gleichzeitig mit dieser Nachricht kam die Frage, die mich völlig überrumpelte: Ob meiner Partnerin die Organe entnommen werden dürfen, erkundigte sich eine Ärztin. Gefühlmässig war ich dafür. Eine konkrete Verfügung meiner Partnerin gab es aber nicht. Wir hatten nie darüber gesprochen. Ich musste ganz allein entscheiden. Wie? Ich versuchte, mich so gut wie möglich in sie hineinzuversetzen. Sie war ein Mensch mit einem grossen Herzen, lebensfroh, kontaktfreudig, solidarisch, hilfsbereit. Deshalb sagte ich schliesslich Ja. In der Überzeugung, die Organspende sei sicher in ihrem Sinne gewesen. Der Entscheid fiel mir nicht leicht, aber wenn ich zurückdenke, so war das in diesem Moment nicht das grösste Problem. Das wirklich Unmögliche war, wie und wo der Entscheid gefällt werden musste. Wir standen in einem unpersönlichen Spitalzimmer,

die Türe war offen, überall Hektik, Maschinen... Und die Ärztin hatte kaum Zeit für mich. Sie wurde immer wieder weggerufen. Ich hatte das Gefühl, da geht es gar nicht mehr um meine Partnerin, da geht es nur noch um das, was sie der Medizin noch zu bieten hat. Es war ein Riesenstress, ich fühlte mich elend, hilflos, masslos überfordert.

Das Abschiednehmen danach auf der Intensivstation habe ich in ganz schlechter Erinnerung. Dauern machten sich Pflegende an den Geräten zu schaffen, und ich hatte das Gefühl, «im Weg» zu stehen. Ich konnte mich nicht in Ruhe verabschieden. Irgendwann bin ich dann gegangen, in der Überzeugung, jetzt stellen sie die Maschinen ab. Erst im Nachhinein habe ich durch den Bestatter erfahren, dass der Todeszeitpunkt erst viel später war. Warum? Ich weiss es nicht. Niemand hat mich informiert.

Das alles hat mich noch lange beschäftigt. Ich wollte zuerst noch Kontakt aufnehmen mit dem Spital. Und habe es dann doch sein lassen. Erst jetzt, da ich davon spreche, merke ich, wie sehr mich das alles belastet hat. Ob mich diese Erfahrungen geprägt haben? Ich denke schon. Jedenfalls habe ich danach für mich selbst eine Patientenverfügung geschrieben und meinen Sohn und meine Tochter informiert. Das war eines der besten Gespräche, die wir je hatten. Sie wissen jetzt, dass sie meine Organe nach meinem Tod spenden dürfen. Aber ich sagte ihnen auch: Entscheiden und mit dem Entscheid weiterleben müsst letztendlich ihr. Ich bin ja dann tot. Dass das Herz meiner Partnerin möglicherweise noch lebt, hat mich nie beschäftigt. Auch nicht getröstet. Getröstet hat mich einzig, dass ich damals wohl in ihrem Sinn gehandelt habe.»

AUFGEZEICHNET VON RITA JOST

EMPFANGEN/ Er hat ein Spenderherz bekommen und sagt, es lebe sich anders. «Aber nicht so, wie viele denken.»

SEPP RAUSSER, 84, FOTOGRAF

«Alle stellen mir immer wieder diese eine Frage: Lebt es sich anders mit einem fremden Herz? Natürlich lebt es sich anders. Aber nicht so, wie alle denken. Ich fühle nicht anders, aber es geht mir viel besser. Vor fünfzehn Jahren ging es mir so schlecht, dass ich kaum zwanzig Schritte gehen konnte, ohne mich hinzusetzen. Meine Pumpe machte einfach nicht mehr mit. Ich hatte früher viel geraucht und auch bereits einen Herzinfarkt hinter mir. Die Diagnose, mein Herz tue es nicht mehr lang, überraschte mich deshalb nicht. Irgendwann sagte ich zu meiner Ärztin: «Dann müssen wir wohl ins Ersatzteillager.» Es sollte ein Spass sein, an eine Herztransplantation dachte ich nicht. Ich war ja schon fast siebzig. Also viel zu alt für eine solche

«Es ist ein Wunder. Ich empfinde heute noch täglich Dankbarkeit für dieses Organ.»

SEPP RAUSSER

Operation, dachte ich. Die Ärzte waren offensichtlich anderer Ansicht. So kam ich auf die Warteliste. Und eines Tages – erstaunlicherweise ziemlich bald schon – erhielt ich einen Anruf, dass ein passendes Organ gefunden sei. Ich hatte fast ein schlechtes Gewissen. Es gibt doch sicher jüngere, war meine erste Reaktion. Aber offenbar war dem nicht so. Jedenfalls waren zu diesem Zeitpunkt keine anderen, passenden Kandidaten da. Und so kam ich also zu meinem neuen Herz. Es war ein Wunder. Ich empfinde noch heute täglich eine grosse Dankbarkeit für dieses neue Organ. Unterdessen bin ich ja selber eine Art medizinisches Mysterium. Ich lebe seit vierzehn Jahren mit neuem Herz und bin, so glaube ich, einer der ältesten Herztransplantierten in der Schweiz.

Wer mein Herzspender war, weiss ich nicht. Das dürfen sie einem ja nicht sagen. Ich habe trotzdem immer wieder gefragt, denn es nähme mich schon sehr wunder. Aber da ist nichts zu machen. Ich kann das ja verstehen. Zugleich stelle mir dann halt so Sachen vor, denke zum Beispiel, es sei bestimmt das Herz einer schwarzen Frau. Natürlich ist das Unsinn, aber ich fände es schön, mit dem Herz einer Frau weiterzuleben. Mit der Zeit denkt man halt unwillkürlich über solche Sachen nach. Zu Beginn sah ich alles rein technisch. Das Herz war für mich einfach eine geniale Pumpe, aber sicher nicht der Sitz der Seele oder so etwas. Heute denke ich ein wenig anders. Nicht, dass ich im Herz die Persönlichkeit vermutete, oder gar unsere seelische Schaltzentrale. Aber vielleicht sind unsere Organe ganz generell mehr als einfach nur Maschinen. Die Erinnerung steckt ja nicht nur im Hirn, sie steckt in unserem ganzen Körper. Das sagen sogar einige Ärzte, hab ich mal gelesen. Wie auch immer: Heute bin ich vorsichtiger in den Formulierungen. Selbstverständlich bin ich ein überzeugter Befürworter der Organspende. Ich würde nicht mehr leben, wenn diese Operation nicht möglich gewesen wäre. Ob ich einen Spenderausweis hatte vor der Operation? Nein. Man ist ja manchmal etwas denkfaul. Ich machte mir einfach keine Gedanken darüber. Darum befürworte ich heute das sogenannte Widerspruchsmodell, wie es einige Nachbarländer kennen. Da ist jeder ein Spender, wenn er sich nicht ausdrücklich zum Nicht-Spender erklärt. Mir geht es gut heute. Auch wenn ich täglich zwölf Medikamente schlucken muss, denke ich doch: Das neue Herz war ein Riesengeschenk. Ja, ich bin unendlich dankbar.»

AUFGEZEICHNET VON RITA JOST



Patientinnen und Patienten sind mit dem Angebot der Spitalseelsorge sehr zufrieden

Mehr als bloss Sterbebegleitung

SPITALSEELSORGE/ Eine Studie zeigt: Spitalseelsorge wird sehr geschätzt. Dass es die Studie braucht, zeigt: Spitalseelsorge muss sich rechtfertigen.

Eine achtzigjährige Frau liegt im Spital. Diagnose: schwere innere Entzündungen in der Magen-Bauch-Gegend. Ein Medikament, das die Blutgefässe verengt, hält die Frau künstlich am Leben: Sobald die Ärzte die Therapie abbrechen, ist der Tod der Frau nur noch eine Frage weniger Minuten. Ein Schock für die einzige Angehörige, die siebzehnjährige Enkelin. Jetzt ruft das Pflegepersonal den Spitalseelsorger. Er spricht mit der jungen Frau, hört, dass sie sich andere Menschen herbeisehnt. So wird ihre Tante hergerufen. Auf Betreiben des Spitalseelsorgers wird dafür der Sterbeprozess verzögert. Die Präsenz der Tante kann die Enkelin beruhigen. Doch auch der Seelsorger soll bei ihr bleiben, als das Medikament abgesetzt wird. Innert zehn Minuten stirbt die achtzigjährige Frau; die eine Hand hält die Enkelin, die andere der Seelsorger.

KOMPETENT. Das ist Spitalseelsorge! Jedenfalls gemäss einer Umfrage, die der Pastoraltheologe Urs Winter-Pfändler bei 231 Stationsleitungen und 679 Patienten in Deutschschweizer Spitälern gemacht hat. Resultat der Befragung: Die Sterbe- und Trauerbegleitung wird als wichtigster Beitrag der Spitalseelsorge angesehen; sie erhielt von möglichen 6 Punkten deren 5,5, während etwa die «religiös-spirituelle Betreuung» nur 4,6 Punkte erreichte. Der Berner Theologieprofessor Christoph Morgenthaler, der die Studie als Seelsorgefachmann begleitete, findet die Ergebnisse «naheliegend» und «verfänglich» zugleich: «Die Seelsorge wird allzu gerne in den Bereich Sterbe- und Trauerbegleitung abgeschoben.» Dabei sei der weniger spektakuläre Dienst abseits der Todesgefahr mindestens ebenso wichtig. Tatsächlich besteht der Alltag der Spitalseelsorgerinnen und -seelsorger aus Gesprächen und Handlungen, die Patienten durch eine schwierige Krankheitsphase tragen sollen. Sie hören zu, unterstützen den Patienten beim Artikulieren der Gefühle, helfen sie aushalten, suchen nach Ressourcen oder sprechen – heute wieder häufiger als früher – Gebete.

VERNETZT. Immerhin: Auch dieser weniger spektakuläre Dienst wird von den befragten Patientinnen und Patienten als wichtig angesehen: Diese sogenannten «psychosozialen Interventionen» erhalten die gute Durchschnittsnote 2,9 (von 4). Entscheidender noch für die Bewertung eines Seelsorgegesprächs sind aber weiche Faktoren wie Freund-

lichkeit und Einfühlungsvermögen. Aus allen formulierten Kriterien ergab sich schliesslich eine hohe Akzeptanz und Zufriedenheit der Patienten mit den Seelsorgegesprächen (Note 7,3 von 8).

Die Resultate der Untersuchungen können sich also sehen lassen. Bloss: Wen gehen sie etwas an? Ein wichtiger Adressat ist das Spitalmanagement. Die Studie will für den Service der Seelsorge werben, gerade angesichts des Kostendrucks (s. Kasten) und der wachsenden Konkurrenz durch Psychoonkologen und philosophische Lebensberaterinnen. Zum Zweiten soll die Studie den Seelsorgenden die Türen zu den Stationszimmern öffnen, wo sie sich an Rapporten und Computern über Patienten informieren können. Und schliesslich soll das Pflegepersonal die Seelsorge kennen und wissen, was sie tut. Studienverfasser Winter-Pfändler: «Erst dann lassen Pflegende, wenn sie an Grenzen stossen, die Seelsorger auch kommen.»

ÖKUMENISCH. Der Appell zur Zusammenarbeit fällt aber auch auf die Seelsorge zurück. Konkret propagiert die Studie, dass es für die Pflege pro Station nur eine seelsorgerliche Ansprechperson gibt, sei sie nun reformiert oder katholisch. Im Berner Inselspital ist diese Forderung bereits erfüllt. Pascal Mösli, Koleiter der ökumenischen Seelsorge, sieht aber noch weitere Handlungsbedarf: «Wir müssen uns mit dem Spital gut vernetzen und uns als berechenbare Partner präsentieren.» Das betont auch Urs Winter-Pfändler: «Wenn sie gehört werden will, muss sich die Seelsorge in den vorgegebenen Rahmen des Spitals begeben.» Die ganz grosse Verschwesterung von Pflegedienst und Seelsorge wird es

dennoch nie geben. Dafür sorgt nicht zuletzt das Seelsorgegeheimnis. Spitalseelsorgerinnen und -seelsorger sollen zwar Einsicht in Patienteninformationen der Pflege erhalten, umgekehrt aber nur in beschränktem Rahmen. Dieses Ungleichgewicht kann ansatzweise kompensiert werden: So legen auch Pascal Mösli und sein Seelsorgeteam gegenüber der Stations- und Spitalleitung regelmässig Rechenschaft über ihre Tätigkeit ab. Letztlich darf die Seelsorge aber auch ein amtlich bewilligter Störfaktor bleiben, meint Studienleiter Winter-Pfändler: «Seelsorge soll immer eine kritische Distanz behalten. So kann sie auch das technisierte Verständnis der Medizin hinterfragen.»

REMO WIEGAND

«Wir müssen uns mit dem Spital gut vernetzen und uns als berechenbare Partner präsentieren.»

PASCAL MÖSLI, SEELSORGER

DRG bringt Kostendruck

Die Schweizer Spitalfinanzierung ist im Umbruch: Ab 2012 vergüten die Krankenkassen den Spitalaufenthalt nach dem Fallpauschalensystem DRG (Diagnosis Related Groups). Die heutigen Tages- und Abteilungspauschalen werden abgeschafft. Krankenkassen und Spitäler handeln neu einen Basispreis für einen stationären Patienten aus. Entsprechend der Schwere eines Falles sinkt oder steigt der Preis. Ziel des Systems: die Vergleichbarkeit der Spitäler und die Senkung der Kosten. «DRG ist auch für die Seelsorge ein Weckruf», sagt Pascal Mösli, Koleiter der Seelsorge am Berner Inselspital. Gegenwärtig seien die neun vom Spital finanzierten Seelsorgestellen zwar unbestritten, doch nur vermehrte Transparenz und Kommunikation gewährleisten dies auch in Zukunft. RW

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG



Von leckeren Torten und flüssigem Brot

KAFFEE. Die Liste der Nebenwirkungen ist lang: Nervosität, hoher Blutdruck, Kreislaufbeschwerden, Herzrhythmusstörungen und noch einiges mehr. Kaffee ist ungesund, wird gewarnt. Doch es gibt auch Studien, die das Gegenteil behaupten: Kaffee tut dem Herzen gut, wirkt krebshemmend, beugt Diabetes, Gicht und Alzheimer vor. Kaffee ist gesund. Was soll man jetzt glauben?

SCHOKOLADE. Ähnlich ist es bei der Schokolade. Sie enthält zu viel Fett und Zucker, ist also schädlich. Aber gar keine Schokolade ist auch schädlich, denn die Kakaobohnen enthalten gesunde Wirkstoffe. Sie wirken sich auf Herz und Kreislauf positiv aus, senken den Blutdruck, schützen die Gefässe und beruhigen die Nerven.

Und so rehabilitiert ein Berner Medizinprofessor die Schwarzwäldertorte mit dem Argument, sie bestehe aus gesunden Zutaten. Doch er fügt hinzu: «Die Stücke sind zu gross.»

MASS. Womit wir beim entscheidenden Punkt wären: der Frage nach dem rechten Mass. Was das konkret heisst, lässt sich in der Klosterregel des heiligen Benedikt nachlesen. Für Benedikt ist das rechte Mass die Mutter aller Tugenden. Es hält die Mitte zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig, ist je nach Mensch verschieden und muss immer wieder neu ausgelotet werden. Das ist wesentlich klüger, als endlos über die gesundheitlichen Vor- und Nachteile von Kaffee, Schokolade und andern Nahrungsmitteln zu streiten.

WEIN. Wo die Sorge im Vordergrund steht, sich ja richtig zu ernähren, geht der Genuss verloren. Benedikt wusste das und gestand seinen Mönchen deshalb nicht nur eine gute Mahlzeit, sondern auch ein Glas Wein zu. Heute streiten sich die Experten, ob der Wein das Hirn schädige oder umgekehrt die Neubildung von Nervenzellen fördere. Von der Kunst des Geniessens sprechen sie nicht.

FETT. Dass die Diskussionen um die richtige Ernährung heute mit dem Eifer von Glaubenskriegen geführt werden, ist kein Zufall. Gesundheit ist zur Ersatzreligion geworden, wie der Arzt und Theologe Manfred Lütz feststellt. Mit viel missionarischem Eifer wird über versteckte Kalorien, Omega-3-Fettsäuren und tierische Fette debattiert. Dafür hat Manfred Lütz nur Spott übrig: «Es gibt Menschen, die leben nur noch vorbeugend, um dann gesund zu sterben. Doch auch wer gesund stirbt, ist definitiv tot.»

BIER. Jetzt beginnt dann die Fastenzeit. Eine ernste Angelegenheit, gewiss, für die alten Mönche aber keine bierernste: Sie durften Bier trinken. Das «flüssige Brot» galt als Fastengetränk. Einige Klöster unterhalten bis heute Bierbrauereien. Auf der Etikette eines Klosterbiers ist oft ein dicker, fröhlicher Mönch abgebildet. Offensichtlich ein Geniesser. Und trotz eines vielleicht nicht ganz gesunden Lebensstils kerngesund.

Die dunkle Seite der digitalen Welt

ROHSTOFFE/ Der weltweite Handyboom nährt auch die Kriegsfürsten im Kongo.

Handymania weltweit: 750 Milliarden Franken wurden 2009 im Handybusiness umgesetzt. In der Schweiz allein gingen im Jahr 2010 mehr als 700 Millionen Franken über die Ladentische der chic gestylten Telekomshops. Das aufpolierte Angebot von Swisscom, Sunrise & Co. lässt nichts ahnen von der dunklen Seite der digitalen Welt.

AUFRÜSTUNG. Im Herzen Afrikas, im östlichen Kongo, baggern sich derweil zwangsrekrutierte Arbeiter durch einsturzgefährdete Stollen. Hier, an der Grenze zu Ruanda, schürfen sie den Rohstoff Coltan. Aus ihm wird Tantal gewonnen, ein wichtiger Bestandteil der Kondensatoren im Handy. Mehr als die Hälfte des dafür verwendeten Coltans stammt aus den Stollen im Kongo. Rebellen kontrollieren die Minen, verdienen an jedem Klumpen Coltan

und halten als hochgerüstete Privatmiliz die Zivilbevölkerung in Schach. Das ist der «Fluch der Ressourcen»: Aufgrund der einseitigen Wirtschaftsstruktur verarmt das an Bodenschätzen so reiche Land. Der britische Ökonom Paul Collier aus Oxford hat nachgewiesen: Je grösser die Abhängigkeit von Bodenschätzen, umso wahrscheinlicher sind kriegerische Auseinandersetzungen. Im Kongo herrscht seit mehr als zwölf Jahren Bürgerkrieg, mehr als drei Millionen Tote sind zu beklagen.

AUSBEUTUNG. Auch andere Mineralien aus dem Kongo – Gold, Kupfer und Wolfram – spielen bei der Handyproduktion eine grosse Rolle. Und auch hier ist Ausbeutung an der Tagesordnung. Für die westlichen Bergbauunternehmen sind internationale Arbeitsnormen und existenzsichernde Löhne ein Fremdwort. Patricio Frei, der für das Hilfswerk Fastenopfer den Kongo bereiste, sagt: «Überall herrscht Goldgräberstimmung. Die Bergbauunternehmen wollen möglichst viel Profit herausholen, so lange es keinen funktionierenden Staat mit Kontrollmechanismen gibt.» Pikant dabei: Ausgerechnet die rohstoffarme Schweiz ist mit Multis wie Glencore und Xstrata mit Sitz in Zug eine bedeutende Rohstoffdrehscheibe geworden.

AUFKLÄRUNG. Hier setzt die diesjährige Kampagne von «Brot für alle»* und «Fastenopfer» an. Das Motto heisst: «Des einen Schatz, des andern Leid – Bodenschätze und Menschenrechte». Mit einer Petition fordern die beiden kirchlichen Hilfswerke von den Rohstoffmultis, ihre Finanzströme aufzudecken. Das würde einerseits zeigen, wie viele harte Devisen in die Kassen der korrupten Regierungen im Kongo und in anderen Drittweltländern fliessen. Andererseits verlangt die Petition, dass international tätige Schweizer Unternehmen verantwortlich gemacht werden können für Menschenrechtsverletzungen im Ausland.

ABSTOSSUNG. Die weltweite Rohstoffverschwendung durch den digitalen Boom erschöpft die Vorkommen von seltenen Metallen wie Coltan rasant. Daran ändert mehr Fairness im Bergbau wenig. Für Sara Stalder von der Stiftung Konsumentenschutz (SKS) ist deshalb klar: Handys und Computer müssten modular gebaut, also aus einzelnen Bestandteilen zusammengesetzt werden, damit die Geräte im Takt der Innovationen erneuert werden könnten. «Der Lebenszyklus der Hightechgeräte ist heute viel zu kurz», sagt sie.

Tatsächlich: Die Handys in der Schweiz werden durchschnittlich nach achtzehn Monaten nicht mehr verwendet. Nur wenige von den zwei Millionen jährlich verkauften Handys werden repariert. Der grosse Rest landet auf dem Müll. **DELFBUCHER**

* Informationen zur diesjährigen Kampagne von «Brot für alle» auch auf Seite 3 und im 2. Bund



Handyschrott: In der Schweiz bisher nur selten recycelt

BILD: CHRISTINE BARCOCHER

marktplatz.

INSERATE:
anzeigen@reformiert.info
www.reformiert.info/anzeigen
Tel. 044 268 50 30

Unterwegs zum Du
für Partnersuchende • erfolgreich seit 1938
Mitgetragen von den ref. Kirchen BE/JU/SO
Verena Calame
www.zum-du.ch
031 312 90 91

Katechet/-innen gesucht
Infos:
www.kggrosshoechstetten.ch
Kirchengemeinde Gresslihöchstetten

TELEFON • CHAT • MAIL
Tel 143
Die Dargebotene Hand
www.143.ch
PC 60-324928-2

Hier könnte Ihr Inserat stehen!
Ein Inserat dieser Grösse kostet Fr. 290.–. Damit erreichen Sie 322 246 Leser im Kanton Bern.
Lisa Zivalic, Telefon direkt: 044 268 50 30

FLEXO
Innovative Handlauf-Systeme
HANDLÄUFE INNEN + AUSSEN!
Beratung u. Montage in Ihrer Nähe!
• günstige Preise inkl. Montage
• Fachberatung
• grosse Auswahl
www.flexo-handlauf.ch
☎ 052 534 41 31

Im Kleinen Grosses bewirken
Ihre Spende eröffnet einen Dorfladen.
HEKS
Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz
www.heks.ch PC 80-1115-1

Ich lese reformiert.

«... weil darin Themen und Leute eine Plattform finden, die sonst im Leben nicht immer im Zentrum stehen.»

SARAH WYSS (29), dipl. Kommunikatorin FH, Biel

www.reformiert.info
anzeigen@reformiert.info;
Telefon 044 268 50 30

Kurse und Weiterbildung

MÄRZ 2011

Pilgern
15.
GASTFREUNDSCHAFT AM JAKOBSWEG
Impulstagung
ORT: abz Seminarzentrum, Schachenstrasse 43, 3700 Spiez
ZEIT: 10.30 – ca. 17.00 Uhr

Generationen
22.
NEUE PROJEKTE AUS DER PRAXIS UND THEOLOGISCH-ETHISCHE WEGWEISER
ORT: Kipferhaus Hinterkappelen
ZEIT: 10.30 – 16.00 Uhr

Jugend/Junge Erwachsene
25.
RUNDER TISCH JUGENDARBEIT
Erfahrungen austauschen, Gelungenes und Schwieriges reflektieren, auftanken und Impulse holen.
ORT: Gemeindedienste und Bildung, Schwarztörstrasse 20, 3007 Bern
ZEIT: 10.00 – ca. 13.30 Uhr

Offene Citykirchen
28.
OFFENE CITYKIRCHEN – AM PULS DES LEBENS
Offene Citykirchen machen vielfältige Bildungs- und Kulturangebote. Lassen wir uns für die eigene Erwachsenenbildungsarbeit von ihren Erfahrungen inspirieren!
ORT: Offene Heiliggeistkirche Bern
ZEIT: 19.00 – 21.00 Uhr
KURSAUSSCHREIBUNG:
www.refbejuso.ch/fileadmin/user_upload/Flyer_Impulsabend_Citykirchen.pdf

VORANZEIGE
MAI 2011

BEA-Fachseminar
4.
LUST UND FRUST IM KIRCHGEMEINDERAT
Behördenmitglieder im Spannungsfeld zwischen Erwartung und Wirklichkeit, zwischen Ehrenamtlichkeit und Professionalität.
ORT: Kongresszentrum BEA, Bern
ZEIT: 10.00 – 13.00 Uhr

PROGRAMME UND ANMELDUNG:
www.refbejuso.ch/bildung-kurse
Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Gemeindedienste und Bildung
Schwarztörstrasse 20, Postfach 6051, 3001 Bern
Telefon 031 385 16 16, Fax 031 385 16 20
bildung@refbejuso.ch

FORUM



BILD: HEYSTONE

Kirchenbund und «reformiert.» unterstützten die Waffeninitiative – zum Befremden vieler Leser

«Das ist eine Frechheit!»

REFORMIERT. 2/11: Abstimmung Kirche unterstützt Waffeninitiative

UNVERSCHÄMT

Da glaubt man, in der religiösen Gemeinschaft der reformierten Kirche zu sein, bezahlt alle Jahre mehrere Hundert Franken Beitrag – und plötzlich muss man feststellen, dass man in einer politisch links-extremen Vereinigung gelandet ist! Was sich die Zeitschrift «reformiert.» in der letzten Ausgabe geleistet hat, ist eine Frechheit. Wenn die reformierte Kirche politisch nicht neutral sein kann oder will, bleibt mir nur noch der Austritt!

@ WERNER MOSER

UNPASSEND

Aufmachung und Blickfang der letzten «reformiert.»-Ausgabe erinnern mich sehr an ein ordinäres Revolverblatt. Noch mehr ärgerte mich aber der Inhalt: Ich bin der absoluten Überzeugung, dass sich eine Kirchenzeitung nicht zu abstimmungs- und wahlpolitischen Themen äussern darf, sofern die Kirche davon nicht direkt betroffen ist. Sie soll sich auf ihre Kernkompetenz besinnen – sonst kehren ihr noch mehr «Schäflein» den Rücken.

@ PAUL BAUMBERGER

UNBEDARFT

Seit einiger Zeit mischt sich «reformiert.» in politische Auseinandersetzungen ein. Das ist problematisch. Die Darlegungen sind meist wenig fundiert und einseitig – gerade auch die Beiträge über die Waffeninitiative und die Kernenergie. Viel angebrachter wären soziale Themen: Jugendbetreuung, Partnerschaft, Schutz vor Schuldenfallen usw. Ich bitte Sie dringend, sich politischer Betätigungen zu enthalten und sich auf die eigentlichen Aufgaben der Kirche zu besinnen. @ FRANZ STALDER

REFORMIERT. 2/11: Parteiprogramm «Die SVP entdeckt die Kirche»

UNFÄHIG

Zur Schreibe gegen die SVP fällt mir nur das Wort von Bismarck ein: Die Pfaffen sollen beten und das Regieren den Fürsten überlassen. Gott sei Dank bin ich schon vor 35 Jahren aus der reformierten Kirche ausgetreten, sonst müsste ich es heute tun. Um an Gott zu glauben, brauche ich nicht sein unfähiges Bodenpersonal. Dass immer mehr Leute aus der Kirche austreten, hat sehr viel mit dem Linksdrall der Pfaffen zu tun. J.-P. DESGRAND-CHAMPS, KANDERSTEG

REFORMIERT. 2/11: AKW-Debatte Die Kirche ist im Kern gespalten

UNVERANTWORTLICH

Die Kirche hat auch eine Verantwortung für das wirtschaftliche Wohlergehen ihrer Mitglieder. Haben die atomkritischen Pfarrer je herauszufinden versucht, wie viele Firmen im Kanton Bern schliessen müssten, wenn ihre alternativen Wunschvorstellung mit 800 Windmühlen oder zig Quadratkilometern Sonnenzellen verwirklicht wären? Wieso kann eine Kirche so unverantwortlich handeln? Weil sie meilenweit entfernt ist von der wirtschaftlichen Realität und die Bodenhaftung verloren hat. @ KURT SCHMID

UNQUALIFIZIERT

Unqualifizierte Äusserungen wie jene von Pfarrer Burkhard von der Arbeitsgruppe Christen und Energie (ACE) sollten nicht veröffentlicht werden. Dass vor zwei Milliarden Jahren «natürliche» Atomkernspaltung stattgefunden haben soll, ist eine Annahme von Wissenschaftlern. Herr Burkhard folgert daraus: «Gottes Schöpfung hat die Atomkernspaltung vor uns erfunden.» Atomkernspaltung ist etwa so «natürlich» wie Gene von Fischen

in Tomaten – was dank der Wissenschaft heute Realität ist. Von den Atomlobbyisten wird nichts unversucht gelassen, die Atomenergie von ihrem real existierenden Makel reinzuwaschen. Sie scheut sich nicht einmal, die tödliche Radioaktivität als «wertvollen Rohstoff späterer Generationen» zu vermarkten. Diese Absurdität ist kaum zu überbieten.

ELISABETH SCHLATTER, FLURLINGEN

REFORMIERT. 12/10: Forum Leserbrief zur Novemberausgabe

UNENTSCHEIDEN

Die Umfrage unter den Ständeratskandidierenden ist ein sehr gutes Element zur Meinungsbildung, auch mit Blick auf die Stichwahl vom 6. März. Adrian Amstutz glaubt an Gott. Das hindert ihn aber nicht daran, im Alltag als Scharfmacher und Ausgrenzer zu agieren. Die «absolute Einseitigkeit der kirchlichen Einmischung» zu politischen Themen findet er ebenso falsch wie Kirchensteuern für Firmen. Für Christa Markwalder haben Pfarrer und Pfarrinnen den Auftrag zur Seelsorge und nicht der politischen Einmischung. Auch sie lehnt Kirchensteuern für juristische Personen ab. Ursula Wyss hingegen freut sich über klare politische Statements von Pfarrpersonen und befürwortet Kirchensteuern für Firmen. Zwar ist sie, weil ihr wegen des Elends auf dieser Welt Zweifel am gütigen Gott aufgetaucht sind, konfessionslos. Mir scheint sie trotzdem näher am Evangelium zu sein als andere.

HERMANN BATTAGLIA, SPIEZ

Weitere Zuschriften finden Sie in unseren Internetforen: www.reformiert.info Schicken Sie uns Ihre Zuschrift an: redaktion.bern@reformiert.info

Oder per Post: «reformiert.», Redaktion Bern, Postfach 312, 3000 Bern 13

SERIE: REFORMIERTSEIN HEUTE (15)



BILD: MARCO FRAUCHIGER

Oft hin und her gerissen: Sabine Zulauf

Zweifeln erlaubt

UMFRAGE/ Was heisst Reformiertsein heute? «reformiert.» will es wissen: diesmal von Sabine Zulauf, Künstlerin und Verkäuferin aus Bümpliz.

«Mit 22 bin ich aus der Kirche ausgetreten: weil meine kritischen Fragen im Konfunterricht stets abgeblockt worden waren und ich, notabene nach einer Indienreise, von der fernöstlichen Spiritualität angezogen wurde. Zwanzig Jahre später trat ich wieder ein – vorab wegen meiner Buben, welche in der KUW interessante Leute kennenlernten. Ja, es sind die Menschen, die mir wichtig sind und die dieser Kirche ein Gesicht geben. Ich schätze es, dass es Pfarrern und Pfarrerinnen gibt, die kein Blatt vor den Mund nehmen, Missstände benennen, Ungerechtigkeiten beklagen – und sich auch nicht scheuen, zu ihren Zweifeln zu stehen. Auch ich bin in Glaubensdingen oft hin und her gerissen. Und froh, dass von mir kein Bekenntnis verlangt wird. Zudem habe ich entdeckt, dass die Bibel kein weltfremdes Buch ist, sondern brandaktuell, politisch – und inspirierend. Gerade für eine Künstlerin.» SABINE ZULAUF

«Die Bibel ist kein weltfremdes Buch, sondern brandaktuell.»

SABINE ZULAUF, 47, Künstlerin, Erwachsenenbildnerin, Mitarbeiterin im Berner Matateladen und angehende Katechetin.

TIPPS



Berührend



Bedenklich



Beherrzt



Bewegend

BILDER: VOLKER E. HAGEDORN/DTJ, YOSHIKO KUSANO (1), ZIG (2)

THEATER (I)

LETZTE FRAGEN

Unerträgliche Schmerzen, körperliche Schwäche, seelische Not: Das Leben zeigt sich am Schluss oft von seiner Schattenseite. Darf man ihm ein Ende setzen, wenn man es nicht mehr erträgt? In seinem Dreipersonenstück «EXIT» nähert sich der 64-jährige Autor und Regisseur Thomas Hostettler, selbst Mitglied der gleichnamigen Sterbehilfeorganisation, den heiklen Fragen mit viel Verve und Humor. Sein Dialektstück hat autobiografische Züge: Während sechs Monaten besuchte der Autor seine todkranke Cousine im Pflegeheim. ARU

«EXIT» wird im März in Utzenstorf (Kirche St. Marien), Bern (Nydeggkirche) und Thun (Stadtkirche) aufgeführt. Nähere Angaben: www.theater.ch/thomashostettler

TAGUNG

NEUE AUFBRÜCHE

Kleiner, älter und ärmer: So sehen die Religionssoziologen die reformierte Kirche der Zukunft. Bis im Jahr 2050 werde der Anteil der Protestanten von heute 33 auf höchstens 20 Prozent schrumpfen. Die Zukunft der reformierten Konfession wird gegenwärtig in düsteren Farben gemalt. Und doch besteht Grund zur Hoffnung. In vielen Gemeinden finden Aufbrüche statt. Was ist möglich und nötig, damit sich die Kirche gegen aktuelle Megatrends entwickeln und wieder wachsen kann? Wie können Menschen am Rand erreicht werden? An der Tagung «Zukunft der Kirche» in Langenthal werden konkrete Reformprojekte für eine öffentliche Kirche im 21. Jahrhundert aufgezeigt. Referat und Diskussion mit Thomas Schlag, Professor für Praktische Theologie und Leiter des Zentrums für Kirchenentwicklung (ZKE) an der Universität Zürich. PD

«Zukunft der Kirche»: 16. März, 19.00, Kirchliches Zentrum Zwinglihaus, Bäreggstrasse 11, Langenthal. Info: 062 916 50 90

THEATER (II)

MYSTISCHER KETZER

Avignon 1327: Der Mystiker Meister Eckhart wartet in einer Mönchszelle im Dominikanerkloster darauf, sich vor dem Tribunal des Papstes Johannes XXII. zu verteidigen. Immer wieder hat Eckhart verkündet, Mensch und Gott seien eins. Wozu dann noch Priester und Bischöfe? Für diese Provokation ist Eckhart der Ketzerei angeklagt, worauf die Hinrichtung steht. In der Zelle des Klosters probt er seine Verteidigungsrede. Er hofft und hofft auf einen baldigen Prozess – doch die Inquisition spielt auf Zeit. PD

Aufführungen «Meister Eckhart»: 3./4./5. März (20.00), im Berner Münster (Abendkasse); 25./26. März (20.15) sowie 27. März (17.00) im Berner Puppentheater (Vorverkauf: 031 311 95 85); 3. April (17.00), in der reformierten Kirche Wabern (Abendkasse).

VORTRAG

STANDHAFTER ZEUGE

Léon Reich, 85, gehört zu den immer rarer werdenden Holocaust-Überlebenden, die noch in der Lage sind, als Zeitzeugen von den Schrecken ihrer Jugend zu berichten. Er tut dies unermüdlich und eindringlich vor Jugendlichen, in Interviews und öffentlichen Vorträgen – in der Hoffnung, künftigen Generationen solche Leiden zu ersparen. Mit Glück und dank seinem Geschick als Uhrmacher überlebte er Auschwitz und andere Nazi-Konzentrationslager und kam nach dem Krieg in die Schweiz. Léon Reich berichtet aus seinem bewegten Leben. PAB

«Mein Leben»: Vortrag von Léon Reich, 22. März, 19.30 Uhr, Gemeindehaus der Jüdischen Gemeinde, Kapellenstrasse 2, Bern. Bitte Ausweis mitbringen (Eingangskontrolle)

AGENDA

VERANSTALTUNGEN

Blickwechsel. Das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz (Heks) führt Ende März erneut eine Integrationswoche durch, in der sozial benachteiligte Menschen auf ihre Situation aufmerksam machen. Dabei treten der Berner Autor **Pedro Lenz**, der Rapper **Knackeboul** und die achtzehnjährige Asylsuchende **Tigist Haile** aus Eritrea an einer dialogischen Lesung gemeinsam auf: **23. März, 18.30**, Kornhaus Bern. Anmeldung: 031 385 18 40 www.heks.ch/blickwechsel

Loslassen. Seminar für Menschen, die einen Verlust erlitten haben oder oft mit Trauer konfrontiert sind: **4.–6. März**, Magdenau. Info: Fabienne Bucher, Spitalseelsorgerin, Tel. 071 310 18 21

Theologie & Literatur bei Frisch, Dürrenmatt und Marti: Vortragsreihe übers Dichten, Denken und Danken. **1. März:** Jan Bauke über Theologie und Literatur. **8. März:** Matthias Zeindler über religiöse Themen bei Max Frisch. **15. März:** Peter Rusterholz über theologische Spuren bei Friedrich Dürrenmatt. **22. März:** Klaus Bäuml und Susanne Graf-Brawand über die Gestaltung der Themen bei Kurt Marti. Jeweils 19.30 im Kirchengemeindehaus Petrus (Brunnadenstrasse 40, Bern). Info: Tel. 031 351 30 42

«Lust & Laster». Die menschliche Entwicklung aus theologischer und psychoanalytischer Sicht – und auf dem Hintergrund der Ausstellungen zu den «Sieben Todsünden». Referat: Peter Geissbühler, Theologe, Ernea-grammtrainer: 2. März, 19.30, kath. Pfarreizentrum St. Josef (Stapfenstrasse 25, Köniz)

RADIO- UND TV-TIPP

Toleranz & Demokratie. Die Antisemiten des 19. Jahrhunderts und gewisse «Islamkritiker» von heute arbeiten mit ähnlichen Feindbildern: Sie sind Produkte von Hysterie, bieten eine schlichte Welterklärung an und sind eine Gefahr für die Demokratie. Das sagt der Historiker Wolfgang Benz, der seit über zwanzig Jahren das Zentrum für Antisemitismusforschung in Berlin leitet. Ein Gespräch. **6. März, 8.30, DRS 2**

Geld & Glück. «Was würden Sie arbeiten, wenn für Ihr Einkommen gesorgt wäre?» – Die Idee eines bedingungslosen Grundeinkommens für alle Bürgerinnen und Bürger eines Staates findet immer mehr Anhänger. Modellrechnungen und Versuche zeigen, dass das, was wie eine Utopie klingt, durchaus finanzierbar wäre. Der Film beleuchtet die aktuelle Diskussion mit prominenten Befürwortern und Gegnern. **18. März, 20.15, 3sat**



«Eine Stiftung ist nicht zum Wohl des Stifters da, sondern für die Leute, an die sie sich richtet»: Ursula Streit-Griessel

«Reden reicht nicht, man muss etwas tun»

PORTRÄT/ Warum sich Ursula Streit mit drei Millionen Franken für das Haus der Religionen in Bern einsetzt.

Eben aus der Karibik zurückgekehrt, wo sie den Winter verbringt, bittet Ursula Streit-Griessel strahlend in ihre Villa oberhalb des Wohlensees nahe Bern. Freimütig gibt sie Auskunft, warum sie sich mit drei Millionen Franken aus der mit ihrem verstorbenen Mann Rudolf Streit-Scherz gegründeten Stiftung für das Projekt Haus der Religionen in Bern engagiert. Und warum sie mit einem offenen Brief an andere Stiftungen appelliert hat, es ihr gleichzutun.

WAHRNEHMEN. Vielleicht hat es mit ihrer Kindheit zu tun: Als Protestantin besuchte sie im «stockkatholischen» Fulda eine von Nonnen geführte Schule und wurde von diesen als «Ketzerin» betrachtet. Sie studierte Sprachen, übersetzte einen Kriminalroman aus dem Amerikanischen, merkte aber bald, dass dies nicht ihre Bestimmung war. Als Presseassistentin trat sie in den Scherz-Verlag in Stuttgart ein und war sofort fasziniert vom Verlagswesen, wo sich Geld und Geist verbanden. Später heiratete sie den Verleger Rudolf Scherz, kam 1969 zu ihm in die Schweiz, wo sie die renommierte Firma bis zum Verkauf an die Holtzbrinck-Gruppe 1996

gemeinsam führten. Dies ermöglichte ihnen die Schaffung einer Stiftung: «Wir wollten Menschen erreichen, die zwischen die sozialen Netze fallen», blickt Ursula Streit auf die Anfänge zurück. So leistet die Stiftung oft Nothilfe: «Wir haben schon unzählige Zahnsanierungen finanziert, aber auch Zusatzausbildungen für Migranten oder Installationen für Behinderte.» Letztes Jahr etwa wurde rund eine Million Franken verteilt, mit Einzelzuwendungen zwischen 1000 und 400 000 Franken.

BEURTEILEN. Noch nie jedoch vergab die Stiftung gleich drei Millionen Franken aufs Mal wie nun für das Haus der Religionen. «Wir wollten ein Zeichen setzen und auch Anreize für andere schaffen», erklärt Ursula Streit resolut. Durch einen Zeitungsartikel war sie auf das Projekt aufmerksam geworden – und fand die Idee gleich «genial». Sie sei selbst nicht religiös, aber sie glaube an den Wert jeder Religion, insbesondere wenn es um Integrationsbemühungen geht. Nachdem sie sich versichert hatte, dass das Projekt einen soliden geschäftlichen Hintergrund hat, war für sie klar: «Reden reicht

nicht, man muss etwas tun.» Und in einem offenen Brief an die Verwalter der milliardenschweren Schweizer Stiftungen setzte sie noch einen drauf. Das Haus der Religionen sei ein «einmaliges Projekt», das Zeichen setze für die Schweiz und Europa.

HANDELN. Dass ihr Ruf bisher kein konkretes Echo gefunden hat, überrascht Ursula Streit nicht: «Viele haben Berührungspunkte vor dem Thema, man will nicht anecken.» Stiften heisse aber doch schenken, und da sollte man grosszügiger denken, sagt sie temperamentvoll. Eine Stiftung sei nicht zum Wohl des Stifters da, «sondern für die Leute, an die sie sich richtet». Deshalb hätten ihr Mann und sie auch bestimmt, dass das Stiftungsvermögen zehn Jahre nach ihrem Tod aufgebraucht sein müsse.

Vorerst ist die Rentnerin aber noch fit. Der Abend gehört dem Training im Fechtclub Bern, den sie ebenso präsidiert hat wie den Schweizerischen Fechtverband. Als sie dieses Amt 2001 abgab, schrieb die NZZ über Ursula Streit, der Begriff «Powerfrau» gefalle ihr nicht. Warum eigentlich nicht? **PETER ABELIN**

HAUS DER RELIGIONEN

Das geplante Haus der Religionen am Europaplatz in Bern soll ein Ort der Begegnung zwischen den Religionen sein. Das 10-Millionen-Projekt ist Teil einer Gesamtüberbauung mit Grossverteiler, Hotel, Altersresidenz, Büros und Wohnungen. Der Baubeginn ist im Frühling vorgesehen, der Bezug im Herbst 2013. Für das Haus der Religionen fehlen aber noch fast vier Millionen Franken.

Infos im Internet: www.haus-der-religionen.ch

GRETCHENFRAGE

ANGELIKA OVERATH

«Auf Reisen habe ich einen Schutzengel dabei»

Frau Overath, wie halten Sies mit der Religion?

Ich bin in einer streng katholischen Familie aufgewachsen und habe während sechs Jahren als Externe eine dominikanische Klosterschule besucht. Meine Kindheit war also religiös. Im Alter von vierzehn Jahren habe ich die Literatur entdeckt.

Was hat das bewirkt?

Die Folge war ein Wechsel von der Religion hin zur Literatur. Die christliche Glaubensbotschaft wurde damit zu einer unter anderen. Für mich war Jesus Christus auf einmal nichts Sicheres mehr.

Und wie religiös leben Sie heute?

Religiöse Erfahrungen in der Kindheit sind sehr prägend. Trotzdem bin ich mit 38 Jahren aus der katholischen Kirche ausgetreten. Heute würde ich mich als «gläubige Heidin» bezeichnen. Ich bin überzeugt, es gibt etwas, das uns übersteigt, etwas, das wir nicht erfassen können. Wir sind Geschaffene.

Wenn ich auf Reisen bin, habe ich stets eine Zeichnung von meinem jüngsten Sohn dabei, die einen Schutzengel zeigt: Ich glaube also an eine Kinderzeichnung.

Und wie erziehen Sie Ihre Kinder? Nach christlichen Werten?

Meine drei Kinder sind nicht getauft, haben aber immer den Religionsunterricht besucht. Sie sollen selbst entscheiden können, ob sie das christliche Angebot wahrnehmen möchten. Zu Hause leben wir ethische und moralische Werte, die dem christlichen Glauben entsprechen: Menschlichkeit, Rücksichtnahme, Gemeinschaft, Teilen. Meine Kinder spüren, dass ich an Menschen glaube.

Beten Sie?

Ich schreibe. Obwohl ich es leichter fände zu beten. Aber man kann doch nicht glauben, bloss, weil es leichter wäre.

INTERVIEW: FADRINA HOFMANN ESTRADA



ANGELIKA OVERATH, 54, arbeitet als Reporterin, Literaturkritikerin und Dozentin. Sie lebt mit ihrer Familie in Sent. Kürzlich ist ihr neuestes Buch «Alle Farben des Schnees» erschienen.

CARTOON CHRISTA

JÜRIG KÜHN



VERANSTALTUNGSTIPP

FILMTAGE NORD/SÜD
BILDER, DIE DIE WELT BEWEGEN

Ein Film über den Aralsee in Zentralasien, der wegen intensiven Baumwollanbaus zusehends vergandet. Einer über ein Dorf in Guinea, über das ein internationales Bergbauunternehmen herfällt, um Gold abzubauen. Einer über das indische Mädchen Quamer, das Armreifen aus Glas verziert und zum Lebensunterhalt der Familie beiträgt – aber dafür keine Schule besuchen kann. Insgesamt elf Filme zum Thema Globalisie-

rung zeigt die Fachstelle «Filme für eine Welt», die vom evangelischen Hilfswerk «Brot für alle» massgeblich unterstützt wird, anlässlich der traditionsreichen Filmtage Nord/Süd im März in verschiedenen Schweizer Städten. Natürlich auch in Bern. **MLK**

FILMTAGE NORD/SÜD: Dienstag + Mittwoch, 1. + 2. März, ab 17.30 Uhr (bis ca. 21.15), im Institut für Bildungsmedien (ehemalige Schulwarte; Helvetiaplatz 2, Bern), www.filmeineWelt.ch